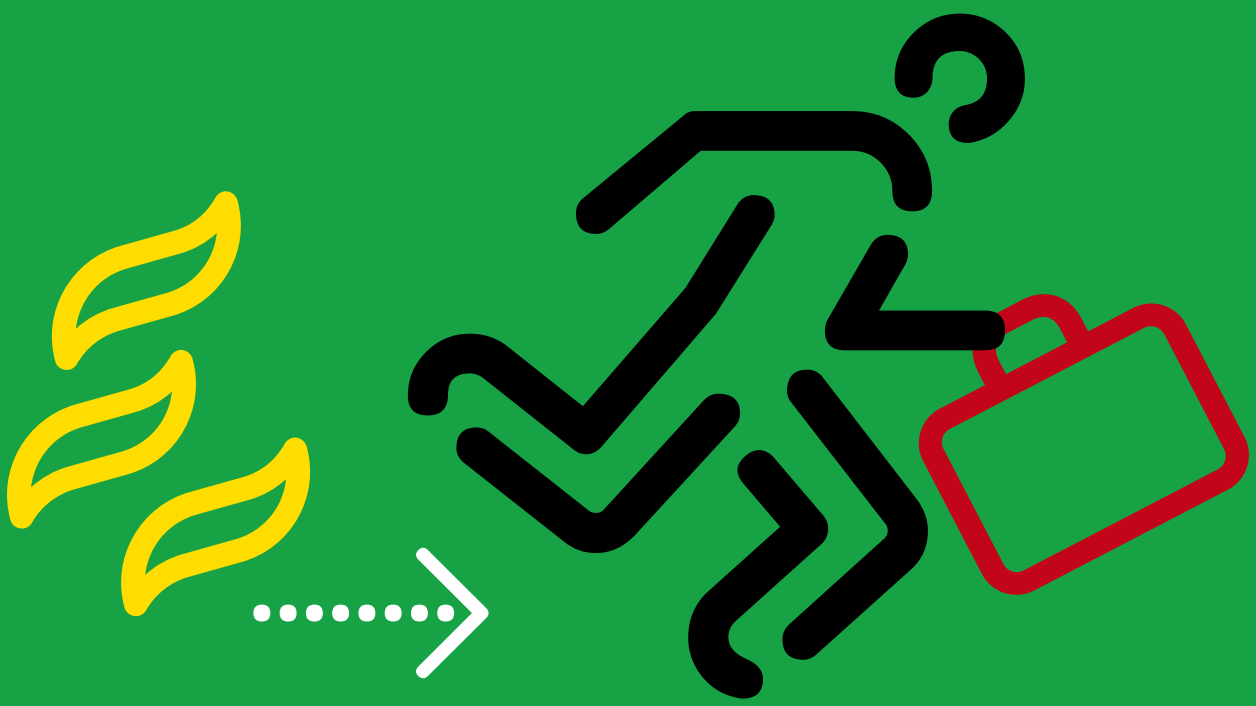
stimme
Zeitschrift der Initiative Minderheiten
97
Winter 2015
EUR 5,50
ISSN: 2306-9287



Recht auf Willkommen

» Für einen menschenrechtskonformen Umgang mit schutzsuchenden Menschen

BUNDESPRESSEDIENST ÖSTERREICH

Sie fragen, wir antworten.

- Über die Arbeit der Bundesregierung
- Alles zum Thema Europäische Union
- Unterstützung und Beratung bei Amtswegen

Bürgerinnen- und Bürgerservice

Bundeskanzleramt
Ballhausplatz 1, 1010 Wien

Servicetelefon 0800 222 666 (gebührenfrei)
Montag bis Freitag: 8 – 18 Uhr

service@bka.gv.at
bundeskanzleramt.at

Servicezentrum HELP.gv.at

Informationen, Beratung und Unterstützung zu E-Government, Handy-Signatur und Bürgerkarte

Ballhausplatz 1 (Eingang Schauflergasse), 1010 Wien
Montag bis Freitag: 9 – 17 Uhr

help.gv.at

ENTGELTLICHE EINSCHALTUNG

Inhalt

04 **Aushang**
Kurzmeldungen

05 **Editorial**
Gamze Ongan

06 **Stimmlage**
Verschwörungstheorien und verdichtete Globalfälle
Hakan Gürses

08–10 **„Flüchtlinge haben auch Pflichten“**
Österreich und die Ungarnflüchtlinge 1956
Béla Rásky

11–12 **Die Obergrenze**
Mit Menschenrechten aus der Krise des Asylsystems
Philipp Sonderegger

13–15 **Schutz der Außengrenzen vs. Schutz in Europa**
Menschenrechtliche Verpflichtungen in der aktuellen Flüchtlingssituation | Margit Ammer

16–19 **Flüchtlingshilfe**
Freiwillige UnterstützerInnen im Stimme-Gespräch
Julia Hofbauer & Gerd Valchars

20–22 **Wenn Roma und Sinti über Roma und Sinti forschen** | Bildungserfahrungen und partizipative Forschung
Lena Lisa Vogelmann

23 **„Betteln. Menschen. Rechte“**
Ein Film über bettelnde Menschen in Tirol
Lisa Bolyos & Markus Griesser

24–25 **Begegnung auf „neutralem“ Terrain?**
Selbstorganisationen von Migrant_innen im Sport
Julia Wiegele

26–27 **Groll**
Kirchstetten an der Westautobahn, oder: Wer gedenkt wem?
Erwin Riess

28–29 **Nachlese**
Vom jüdischen Palais zur Arbeiterkammer. Anleitung zur (Neu-)Entdeckung Wiens | Petra Permesser

30–31 **Spurensicherung**
Auf zum gemeinsamen Kampf!
Vida Bakondy

32–33 **Lektüre**
Rezensionen

Impressum

STIMME ist das vierteljährliche Vereinsblatt der **Initiative Minderheiten** (Verein zur Förderung des Zusammenlebens von Minderheiten und Mehrheiten).
Medieninhaberin und Verlegerin: **Bürgerinitiative Demokratisch Leben,** Jahnstraße 17, 6020 Innsbruck |
Tel.: +43 512 **58 67 83**
Herausgeberin und Redaktion: **Initiative Minderheiten** (Verein zur Förderung des Zusammenlebens von Minderheiten und Mehrheiten | ZVR-Zahl: **393928681**) | **Gumpendorfer Straße 15/13,** 1060 Wien, Tel.: +43 1 **966 90 01** | **office@initiative.minderheiten.at** | **stimme@initiative.minderheiten.at**
Chefredakteurin: **Gamze Ongan**
Redaktionelle Mitarbeit: **Vida Bakondy, Beate Eder-Jordan, mh, Ursula Hemetek, Cornelia Kogoj, Anita Konrad, Sabine Schwaighofer, Jana Sommeregger, Gerd Valchars, Vladimir Wakounig**
Kolumnen: **Hakan Gürses, Erwin Riess, Vida Bakondy**
Grafisches Konzept, Artdirektion & Illustrationen: **fazzDesign** (Fatih Aydoğdu) | **fazz@fazz3.net**
Lektorat: **Marlene Pardeller, Nikolaus Stenitzer** | **www.zeichenweise.com**
UW785
Herstellung (Repro & Druck): **Donau Forum Druck Ges.m.b.H.,** Walter-Jurmann-Gasse 9, 1230 Wien | **office@dfd.co.at**
Lizenznehmer Österreichisches Umweltzeichen.
Verlags- und Erscheinungsort: **Innsbruck** | Verlagspostamt: 6020 Innsbruck
Anzeigen: **Helga Kovrigar** | **office@initiative.minderheiten.at**
Aboservice: **Kai Kovrigar** | **abo@initiative.minderheiten.at**
Jahresabo: **EUR 20,-** Inland, **EUR 30,-** Ausland (für Vereinsmitglieder kostenlos), Einzelpreis: **EUR 5,50**
Web: **www.initiative.minderheiten.at** | **www.zeitschrift-stimme.at**
Namentlich gezeichnete Artikel müssen nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wiedergeben.

Offenlegung gemäß §25 Mediengesetz: STIMME – Zeitschrift der Initiative Minderheiten ist das vierteljährliche Vereinsblatt der **Initiative Minderheiten** (Verein zur Förderung des Zusammenlebens von Minderheiten und Mehrheiten) mit der grundlegenden Richtung gemäß §2 und §3 der Vereinsstatuten, die Kommunikation und das Zusammenleben von Minderheiten und Mehrheiten durch die Selbstdarstellung von Minderheiten und ihrer Organisationen, durch Interviews, Erfahrungsberichte, wissenschaftliche Beiträge, Buch-, Periodika- und Tonträgerbesprechungen, aktuelle Nachrichten und Veranstaltungshinweise bzw. -berichte auf medialer Ebene zu fördern. Die **Initiative Minderheiten** (Verein zur Förderung des Zusammenlebens von Minderheiten und Mehrheiten) ist Mitglied der Bürgerinitiative Demokratisch Leben (Medieninhaberin) und Herausgeberin der Zeitschrift. Die Finanzierung der Zeitschrift erfolgt durch öffentliche Subventionen, Mitgliederbeiträge, Abonnements und freiwillige Spenden. Die Adressen der Medieninhaberin und der Herausgeberin sind im Impressum angeführt.

Kulturlandesrat Helmut Bieler mit Manuela Horvath; Foto: Bgld. Landesmedienservice

Fred-Sinowatz-Würdigungspreis für Manuela Horvath

Das Kulturreferat der Burgenländischen Landesregierung vergibt seit 2004 den **Fred-Sinowatz-Wissenschaftspreis** für wissenschaftliche Publikationen aus der landeskundlichen Forschung. 2015 war der Preis für Projekte aus dem Bereich der Politischen Bildung ausgeschrieben, die sich mit Aspekten des Gedenkjahres (70 Jahre Kriegsende, 60 Jahre Staatsvertrag, 20 Jahre EU-Beitritt und 20 Jahre Roma-Attentat) auseinandersetzten.

Der Würdigungspreis 2015 ging an **Manuela Horvath,** Romni aus Oberwart und Mitarbeiterin der Ausstellung *Romane Thana – Orte der Roma und Sinti.* Ausgezeichnet wurde Horvaths Konzept einer Broschüre über den Bombenanschlag gegen die Volksgruppe der Roma 1995. Die geplante Publikation soll neben Informationen über das Attentat und über die Briefbombenserie in den 1990er Jahren auch einen Überblick über die Geschichte der Roma in Österreich ermöglichen und als Unterrichtsmaterial in Schulen eingesetzt werden. Horvaths Arbeit entstand aufbauend auf ihren Ausstellungsbeitrag für *Romane Thana* und ist ein wichtiger Beitrag in der Aufklärungsarbeit gegen Rassismus und Stereotype gegen die jüngste Volksgruppe Österreichs sowie für die Verbesserung ihrer sozialen Situation.

Manuela Horvath: „Ein großes Dankeschön an all jene, die mich dazu ermutigten und unterstützten, für den Fred-Sinowatz-Wissenschaftspreis einzureichen. Palikerav!“

30 Jahre arge region kultur

Am 30. Oktober 2015 feierte die **arge region kultur** mit vielen Gästen und in stimmungsvoller Atmosphäre ihr 30-jähriges Bestehen. Durch den Abend führte die Geschäftsführerin Gerda Daniel, die gemeinsam mit den Mitarbeiter_innen lebendige Einblicke in die vielfältige Kultur- und Bildungsarbeit von den Anfängen bis heute bot. Die **arge region kultur** greift insbesondere Themen der Volksgruppen, von lokalen Kulturinitiativen und von Regionalvereinen auf.

Nach einer Grußbotschaft des Gründers Dr. Hans Haid erzählten Angela Bergauer vom Ring Österreichischer Bildungswerke und Robert Kramreiter vom BMBF/Abteilung Erwachsenenbildung über die langjährige Zusammenarbeit mit der **arge.** Der ehemalige Geschäftsführer Toni Rohrmoser beeindruckte mit seinem Konzept der Gemeinwesenarbeit im ländlichen Raum, das die **arge region kultur** bis heute wesentlich prägt.

Neben Dialektlesungen und Bäurinnenkabarett begeisterten Musiker_innen aus der burgenland-kroatischen Kulturvereinigung **KUGA** bis zu später Stunde: die Tamburica-Gruppe **Stara dob,** das junge kroatische **Blue Danube Orkestar** sowie die Dialektband **Pepis Bagage.**

Ein schönes Fest, das die Bedeutung und Wichtigkeit der langjährigen regionalen Bildungs- und Kulturarbeit bestätigte.

Mehr darüber erfahren Sie unter: www.argeregionkultur.at

R. Kramreiter, A. Bergauer, G. Daniel, T. Rohrmoser; Foto: Sabine Schwaighofer

Qualitätvolles Dolmetschen im Asylverfahren

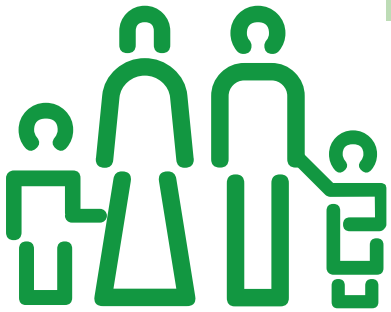
Das **UNHCR** veröffentlichte das erste spezifische Trainingshandbuch für Dolmetscher_innen im Asylverfahren. Entwickelt wurde das Handbuch im Rahmen des Projekts **QUADA** (Qualitätvolles Dolmetschen im Asylverfahren), finanziert vom Europäischen Flüchtlingsfonds (EFF) und dem Bundesministerium für Inneres (BM.I). Das Ziel: die nachhaltige Verbesserung der Qualität der Dolmetschungen im Asylverfahren, da nur gelungene Kommunikation ein faires Asylverfahren gewährleisten kann.

Die Lernmodule, entwickelt von Praktiker_innen und Wissenschafter_innen aus verschiedenen Fachbereichen, decken die wichtigsten rechtlichen, translatorischen und berufsethischen Themenbereiche ab.

Kostenlos online verfügbar unter: http://tinyurl.com/p7oppfl

Für spezifisches Training zur Qualitätssteigerung von Dolmetschungen im Asylverfahren für Dolmetscher_innen mit und ohne Dolmetschausbildung oder Zertifizierung: http://www.vhs.or.at/594

Recht auf Willkommen



September 2015. Seit viereinhalb Jahren herrscht Bürgerkrieg in Syrien. Über drei Millionen Menschen sind in die Nachbarländer Libanon und Türkei geflüchtet und setzen nun ihre Flucht Richtung Europa fort. Neben der gefährlichen Seeroute zu den griechischen Ägäis-Inseln nahe der türkischen Küste machen sich die Menschen auf die West-Balkan-Route: über Griechenland, Mazedonien, Serbien, Ungarn nach Österreich und Deutschland.

Unerwartetes geschieht. Unmittelbar vor den gefürchteten Wiener Wahlen bekennt die Wiener SPÖ Farbe und schlägt sich auf die Seite der Menschlichkeit. Wien holt etwa unbegleitete Minderjährige aus dem überfüllten Traiskirchen. Trotzdem oder gar deswegen bleibt das vielfach vorausgesagte Wahldebakel aus. Die deutsche Bundeskanzlerin Angela Merkel überrascht und erntet aufgrund ihrer Entschlossenheit in der Aufnahme von Flüchtlingen vielfaches Lob von unerwarteter Seite. Und die engagierte Zivilgesellschaft vollbringt Wunder in der Unterstützung der Schutzsuchenden. Für eine kurze Zeit herrscht eine Art Feststimmung im Lande, ein verbindendes Gefühl, gemeinsam zu helfen und zu den „Guten" zu gehören.

Zu früh gefreut? Heute, nach etwa vier Monaten, werden Grenzzäune errichtet. Und die Türkei – ungeachtet des harten Vorgehens in den Kurdengebieten, der autoritären Regierung und der Missachtung der Menschenrechte und Meinungsfreiheit – wird zum wichtigsten Partner der EU in der „Bewältigung der Flüchtlingskrise". Ein Stimme-Heft zum menschenrechtskonformen Umgang mit schutzsuchenden Menschen.

Dass der Lauf der Dinge im Jahr 1956, als Österreich 200.000 ungarische Flüchtlinge aufnahm, nicht viel anders war, die „Willkommenskultur" auch damals nicht einwandfrei funktionierte, belegt der Text des Historikers **Béla Rásky.**
Auch heute hat es nicht lange gedauert, bis der Begriff „Obergrenze" den Flüchtlingsdiskurs dominiert hat. Der Menschenrechtler **Philipp Sonderegger** diskutiert die beiden EU-weit herrschenden Strömungen „Zulassen" und „Abschotten" und plädiert für eine Rückbesinnung auf die Menschenrechte.

Die steigende Zahl der Schutzsuchenden an Europas Grenzen darf nicht dazu führen, dass das *Recht auf Asyl* und das *Refoulement-Verbot* außer Kraft gesetzt werden. **Margit Ammer** vom Ludwig Boltzmann Institut für Menschenrechte warnt vor der Gefahr, dem *Schutz der EU-Außengrenzen* gegenüber dem *Zugang zu Schutz in Europa* Proirität einzuräumen.
Julia Hofbauer und **Gerd Valchars** haben mit Vertreter_innen aus drei Freiwilligen-Initiativen gesprochen, die die ankommenden Flüchtlinge seit der ersten Stunde tatkräftig unterstützen: **Eva Ipsmiller** von *Deutsch ohne Grenzen*, **David Zistl** von *Flüchtlinge Willkommen* und **Benjamin Fritz** von *Train of Hope* über die Grenzen des zivilgesellschaftlichen Engagements und über die Instrumentalisierung ihrer Arbeit. An dieser Stelle gratulieren wir *Train of Hope* zum frisch verliehenen Menschenrechtspreis durch die Liga für Menschenrechte.
Von den Ergebnissen der **Initiative-Minderheiten-**Studie über die Bildungs- und Ausbildungssituation von Roma und Sinti in Österreich haben wir schon in unserer Sommerausgabe berichtet. **Lena Lisa Vogelmann** wollte nun wissen, wie es den Roma und Sinti bei der Forschung über ihre eigene Volksgruppe ging.
Der von der **Initiative Minderheiten Tirol** initiierte Film „Betteln. Menschen.Rechte" feierte am 10. November 2015 Premiere in Innsbruck. Ein ausführlicher Bericht von **Lisa Bolyos** und **Markus Griesser.**
Erwin Riess führt Groll und den Dozenten nach Kirchstetten in Niederösterreich und uns in die unrühmliche Geschichte der Gemeinde, die heute noch verharmlost wird.
Julia Wiegele informiert über die Ergebnisse des Initiative-Minderheiten-Projekts „Selbstorganisation von Migrant_innen im Sport".
In der *Radio-Stimme-Nachlese* macht **Petra Permesser** Lust auf die (Neu-)Entdeckung Wiens anhand des Buches „Im Schatten der Ringstraße".
Vida Bakondy schließlich erläutert uns in der *Spurensicherung* die enge Verbindung zwischen der *Föderation der Arbeiter und Jugendlichen aus der Türkei* und dem antifaschistischen Kampf der KPÖ gegen das NS-Regime.

In eigener Sache
Das Thema Flucht wird uns auch im Jahr 2016 weiter beschäftigen. Die **Initiative Minderheiten** plant für Juni 2016 eine internationale Tagung, in deren Rahmen die Fluchtthematik unter den Aspekten *Fluchtgründe, Rolle der Zivilgesellschaft* sowie *Herausforderungen für die Zukunft* diskutiert werden soll. Geplant ist auch ein Wanderkino: Im Rahmen von „Migrant Cinema" sollen in kleineren Kärntner Städten und Gemeinden Filme zum Thema Flucht gezeigt werden.

Ein erholsames Jahresende
sowie viel Kraft und Engagement für 2016 wünscht
Gamze Ongan | Chefredakteurin

Hakan Gürses

Verschwörungstheorien und verdichtete Globalfälle

Die Welt ist alles, was der Fall ist. (L. Wittgenstein)

Es gibt Zeiten, da überkommt mich der zwingende Eindruck, das Geschick der Welt folge einer geheimen Absicht. Weil ich allerdings die eigene Ungeschicktheit und jene meiner Mitmenschen nur allzu gut kenne, neige ich nicht zu Verschwörungstheorien.

Was allein schon in den letzten Monaten Schlagzeilen gemacht hat: Weltweite Anschläge des IS; Millionen von Menschen auf der Flucht vor dessen ungezügelter Brutalität, vor Diktaturen, Kriegen, Elend, Hunger und widrigen Lebensumständen; das Leid der Geflüchteten auf gefahrvollen Fluchtwegen und im Dies- und Jenseits aller (supra-)nationalen Grenzen; gewaltsame Unterdrückung von Minderheiten allerorts, wie etwa des kurdischen Volkes in der Türkei; Gewalt gegen Frauen; weltweite Verletzung aller Menschenrechte; täglich stärker werdender Rassismus vor allem gegen Immigrant_innen und deren Nachkommen ...

Welche Menschen wären denn dazu fähig, eine solch geballte Ladung von Hass und dummer Unmündigkeit derlei gekonnt mit Gewaltbereitschaft zu versehen, damit die halbe Welt sich selbst mitsamt ihrer Bevölkerung in die Luft jagt oder zumindest in den Abgrund schleppt? Die verblüffende Gleichzeitigkeit, die unsichtbaren Fäden der Verzahnung, das minutiöse Eintreten der vorhersehbaren Folgen – das alles ist viel zu kompliziert, als dass ein menschlicher Strategiegeist imstande wäre, so etwas auch nur im Detail durchzudenken. Auch kein Geheimdienst, keine Waffenlobby, keine Interessengruppe oder Sekte ist intelligent genug, so viele Schachzüge in einer Partie vorauszurechnen, in der zahlreiche Spieler gegeneinander antreten und auch die Figuren unzählig sind.

„Verdichteter Globalfall" könnte man diese Momente nennen, in denen mehrere Kräfte nahezu zeitgleich aufeinanderprallen und sich aus vielen lokalen Rinnsalen der Hauch eines ungesunden Weltgeistes emporstinkt. Dabei geht es vermutlich um interessengeleitete Konflikte, um lokale Machtkämpfe, die sich durch eine neue Wahrnehmbarkeit und Transnationalität zu einer großen Gleichzeitigkeit verdichten.

Hinzu kommt die logische Annahme, dass es bei den vielen Kämpfen nebst medial für weltweite Hör- und Sichtbarkeit aufbereiteten Opfern, also Verlierer_innen, auch eine Reihe von – unsichtbaren und unhörbaren – Gewinner_innen geben muss. Dieser Umstand verstärkt Verschwörungstheorien. Dass es sich dabei um Nutznießer von Konflikten handelt, steht fest. Ob die Gewinner deswegen auch selbst die Täter oder Drahtzieher sind, will ich indes stark bezweifeln.

Neben der Verdichtung und dem Nutzen gibt es einen dritten Aspekt der Globalfälle – und dieser kann nicht nur wegen seines kollektiven Charakters kein Ding der Verschwörungen sein, sondern auch schlicht wegen der Dummheit, die er enthält. Ich spreche von Unwörtern und Stehsätzen in der öffentlichen Rede. Nur ein Einfaltspinsel würde vorerst annehmen, ein beliebiger Sager würde die Gemüter emotional-politisch hochkochen lassen – und siehe da, genau dies tritt oft ein. Unworte und Stehsätze erzielen, einmal zur Stammtischparole mutiert, zuweilen eine ungemein große Wirkung, und der von ihnen angerichtete Schaden ist nicht wieder gutzumachen.

So etwa die Parole „Wir müssen die Ängste der Leute ernst nehmen", die wohl schon so lange im Rachen des altbackenen Rassismus gelegen ist, dass sie auch heute eine sehr eigentümliche Duftnote versprüht. Nach Aussprechen dieser paternalistischen Maxime stellt sich der/die Sprechende über die „Leute", denn er/sie scheint selbst keine Angst zu kennen, sondern nur jene eben der „Leute". Es wird somit zweitens unterstellt, irgendwer oder -was nehme die Ängste des „kleinen Mannes und der kleinen Frau" nicht ernst genug – bewährtes Mittel aus dem Populismus-Haushalt. Drittens: Kaum hat der Stehsatz das Hörorgan der „Leute" erreicht, haben sie auch schon ein festes Alibi, um nach Herzenslust rassistisches Gedankengut von sich zu geben und das zu tun, was als „Entladung des Volksgeistes" schon einmal aktenkundig wurde. Mir stellt sich ganz einfach mal die Frage, wie es denn jener Bevölkerungsgruppe geht, die darin als Objekt der Angst herhalten muss. Hat sie denn selbst kein Recht auf Angst? Haben Geflüchtete nur Angst und Schrecken zu verbreiten, während sie selbst angstresistent durch die derzeit größten Katastrophen der Welt ziehen und als „Flüchtlingsströme" unsere beliebten Urlaubswege versperren?

Dann haben wir den wunderbaren „Werte-Kurs"-Sager unseres grenzjuvenilen Integrationsministers, der somit seine wirtschaftlich ausgerichtete Parteilinie genial ins Reich des Ethischen hinüberrettet. Was ein Wert denn sei, wem dieser so gehöre, wer diesen kenne und befolge, wie so etwas in einem Kurs wem zu vermitteln sei – all diese Fragen interessieren freilich niemanden mehr, sobald das Unwort das Sprechorgan des ministeriellen Eventmanagers verlassen hat. Den Salat müssen dann andere wegschütten, da er schon beim Zubereiten faul war.

Verdichtete Globalfälle haben jedenfalls eine Funktion: Sie legen die Untiefen des menschlichen Geistes offen. Manchmal habe ich deshalb nicht übel Lust, selbst an Verschwörungstheorien zu basteln – sie sind zumindest, das muss ich zugeben, geistreich.

Recht auf Willkommen

Für einen menschenrechtskonformen Umgang mit schutzsuchenden Menschen

» STIMME_Thema »

Béla Rásky

„Flüchtlinge haben auch Pflichten“

Österreich und die Ungarnflüchtlinge 1956

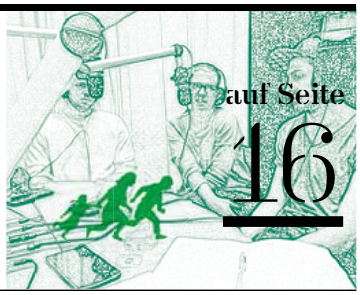
Die österreichische Geschichtsschreibung der Zweiten Republik kennt viele große Erzählungen: Eine davon sieht Österreich nach der Unterzeichnung des Staatsvertrages als ein kleines, neutrales Land zwischen den beiden Machtblöcken, das allen politisch verfolgten Menschen bereitwillig Asyl gewährt. Der November 1956 und die Aufnahme der ca. 200.000 Ungarnflüchtlinge nach der Niederschlagung der Revolution gehören für diese Erzählung zu den vielen Angelpunkten, die in der österreichischen Selbstfindung nach 1945 einen wichtigen Platz eingenommen haben.

Auf der Flucht nach Österreich, 1956; Fotos: Bundesheer Archiv

Im geringen Angebot der Identifikationsmöglichkeiten der Post-Holocaust-Epoche erhob Österreich diese Erzählung zu einem allgemeingültigen Kanon seiner Identität. Dabei ist die Aufnahme der Ungarnflüchtlinge 1956 der Ausgangspunkt zweier großer Diskurse: Während der eine – vertreten von jenen, die heute eine restriktive Flüchtlingspolitik der Republik unterstützen würden – mit dem November 1956 verdeutlichen soll, dass Österreich in einer bestimmten Extremsituation sehr wohl bereit gewesen ist, „wirklichen politischen Flüchtlingen“, zu helfen, sieht der andere Diskurs – vertreten durch jene, die für eine liberale Handhabung der österreichischen Asyl-, Fremden- und Integrationspolitik eintreten – im damaligen Verhalten Österreichs, als das Land viel ärmer und bedrohter als heute gewesen ist, jenen positiven Zug, den sie an der heutigen Republik vermissen.

Es gab sie tatsächlich: die spontane Hilfsbereitschaft, die Welle der Solidarität, die Opferbereitschaft und die Spendenfreudigkeit aller österreichischen Stellen gegenüber den Ungarnflüchtlingen im Jahr 1956. Doch die Geschichtsschreibung zeigt inzwischen auch feinere Nuancen, bietet ein differenzierteres Bild. Neben den traditionellen Arbeiten haben vor allem mikrohistorische, kulturwissenschaftliche Annäherungen neue Perspektiven entworfen, die das althergebrachte Bild verfeinerten und in neue Bahnen und Fragestellungen lenkten. So wissen wir heute auch über die äußerste Vorsicht der österreichischen Bundesregierung gegenüber den Ereignissen in Ungarn: Die allerersten Stellungnahmen für die Revolution wurden sehr bald – mit Rücksicht auf die globale

Ärmel hochkrempeln gegen das Gefühl der Ohnmacht: Allein am Westbahnhof haben 4.500 Freiwillige Soforthilfe für Flüchtlinge organisiert. Menschen aus der „engagierten Zivilgesellschaft“ im **Stimme-Gespräch.**



auf Seite 16

Lage – abgeschwächt.[1] Dasselbe gilt für die zeitgenössischen Medien: Die anfängliche euphorische Berichterstattung schwenkte zwar langsam, aber kontinuierlich um, bis sie in eine fast offene Feindseligkeit umschlug.

Die Grenzsperren entlang der österreichisch-ungarischen Grenze waren bereits im Mai 1956 entfernt worden. Zum großen Flüchtlingsstrom kam es aber erst, als am 4. November die Sowjettruppen mit ihrer Invasion Ungarns begannen, die Revolution niederzuschlagen. Bis Dezember, solange die Grenze offen blieb, erfolgte die Flucht durchwegs zu Fuß. „In den Grenzorten wurden nämlich eintreffende Flüchtlinge in sämtlichen verfügbaren Räumlichkeiten bis zum Weitertransport ein bis zwei Tage einquartiert – die Überschaubarkeit dieser Kleingruppen ermöglichte hier noch eine weitgehende individuelle Betreuung.“[2]

Vom Oktober 1956 bis Februar 1957 kamen ca. 200.000 ungarische Staatsbürger nach Österreich. Mehr als die Hälfte der Flüchtlinge kam aus Budapest: Zwei Drittel waren Männer, mehr als die Hälfte waren unter 25 Jahre alt, ein weiteres Drittel zwischen 25 und 39, aus Budapest waren die Jugendlichen, Arbeiter und Intellektuellen sogar überrepräsentiert: ein gewaltiger „brain-drain“ für das Land. Siebzig Prozent waren katholisch, 18,7 Prozent Protestanten, zehn Prozent Juden.

Nach der Erstversorgung wurde das Gros der Flüchtlinge in schnell adaptierten Kasernen untergebracht. Österreich war Erstasylland, lediglich zehn Prozent sollten hier bleiben.[3] Doch bis zu ihrer Ausreise musste Österreich sie betreuen und konnte sich einer großzügigen Hilfe westlicher Staaten keinesfalls sicher sein. Die Auswanderung nach Übersee kam erst langsam auf die Sprünge. Das Außenamt erkannte dabei durchaus die selektive Politik der Überseeländer: Ein Bericht vermerkt, dass sich der kanadische Einwanderungsminister beeindruckt vom in Traiskirchen „verfügbaren Menschenmaterial“ zeigte, und dass nur der Österreich am wenigsten zur Laste fallende Teil der Flüchtlinge abgezogen werde, „während Frauen, Kinder, alte und kranke Leute in Österreich verbleiben.“[4]

Die Solidarität der Österreicher war überwältigend, die Hilfsbereitschaft mustergültig und phänomenal, die Spendenbereitschaft enorm, und sowohl die Bundesregierung als auch die Medien waren darüber überrascht. „Die Österreicher schienen das Raunzen, diese psychohygienische Urform austrodemokratischer Skepsis, verlernt zu haben. Geduldig standen sie, bei strömendem Regen, in langen und immer längeren Schlangen vor den Annahmelokalen, und die Kette der Fahrzeuge, die Güter heranschleppten, riß nicht ab.“[6] Es war gerade die Bundesregierung, die erste Skepsis zeigte. Staatssekretär Bruno Kreisky äußerte am 13. November 1956 im Ministerrat die Befürchtung, dass Österreich keine finanzielle Unterstützung für die Flüchtlingsbetreuung erhalten werde. Gleichzeitig warnte die Wiener Tageszeitung *Die Presse* am 16. November bereits vor der „Kehrseite dieser elementaren Gefühlsaufwallung: Wo neben dem heißen Herzen der kühle Kopf verlorengeht, wird aus der Hilfe Konfusion“. Und es gibt tatsächlich Anzeichen, dass um Mitte November das Chaos beim „Österreichischen Nationalkomitee für Ungarn“ überhandnahm. Die spontan entstandenen Hilfsorganisationen, die kaum professionalisiert waren, konnten nur schwer koordiniert werden, da sie in einem subtilen Konkurrenzverhältnis zueinander standen und auch wenig Kommunikationsbereitschaft mit anderen Stellen zeigten.

Dazu kam eine sich abzeichnende Massenhysterie in den Flüchtlingslagern – wegen diversester Gerüchte über eingeschleuste Spitzel, der

[1] Peter Haslinger: Hundert Jahre Nachbarschaft. Die Beziehungen zwischen Österreich und Ungarn 1895-1994. Frankfurt a. M.: Peter Lang 1996, S. 242.

[2] Peter Haslinger: Zur Frage der ungarischen Flüchtlinge in Österreich 1956/57. Manuskript, S. 4.

[3] Brigitte Zierer: Willkommene Ungarnflüchtlinge 1956? In: Gernot Heiss/Oliver Rathkolb (Hg.): Asylland wider Willen. Flüchtlinge im europäischen Kontext seit 1914. Wien: J & V Edition/Dachs Verlag 1995, S. 163.

[4] Haslinger, Zur Frage, S. 12.

[5] Friedrich Kern: Österreich. Offene Grenze der Menschlichkeit. Die Bewältigung des ungarischen Flüchtlingsproblems im Geiste internationaler Solidarität. Wien: Verlag d. Bundesministeriums f. Inneres 1959, S. 11.

[6] Hans Hoff/Hans Strotzka: Die psychohygienische Betreuung der ungarischen Neuflüchtlinge in Österreich 1956-1958. Wien: Hollinek 1958, S. 31, 94.

Versorgung, der Möglichkeiten zur Weiterfahrt, der Situation in Ungarn usw. Die Lagerpsychose tat dann noch ihr übriges: Ein Zustand allgemeiner Orientierungslosigkeit, verbunden mit latent stets vorhandener Aggressivität. Seinen Ausdruck fand dieses Phänomen in einem beträchtlichen Mangel an Eigeninitiative und diversen Fehleinschätzungen der Realität, entsprechenden Überreaktionen und der „weitgehenden Unfähigkeit, sozial unerwünschte Impulse zu kontrollieren."[6] Die Idee, die Flüchtlinge in kleinen Gruppen zusammenzufassen, die dann „viel leichter von der Hilfsbereitschaft erfaßt werden können als wenn Hunderte oder Tausende in Lagern zusammengepfercht leben müssen"[7], wurde nie umgesetzt.

Am 22. November 1956 berichtete *Die Presse* von Katastrophenstimmung bei der Flüchtlingshilfe: Alle Kapazitäten seien ausgelastet, die Flüchtlinge könnten im Burgenland kaum mehr untergebracht werden, die Hilfskräfte wären vollkommen erschöpft, die Buschauffeure übermüdet, der Weitertransport in die großen Auffanglager organisatorisch unmöglich. Die Sicherheitsdirektion für das Burgenland sah sich sogar veranlasst, die Weisung an die Grenzorgane auszugeben, ungarischen Flüchtlingen, die an der Grenze gesichtet würden, mitzuteilen, sie möchten doch in ein bis drei Tagen wiederkommen.[8] Eine Erosion und ein Verschleiß der Hilfsbereitschaft setzte spätestens mit Weihnachten 1956 auf allen Ebenen ein. Aber die Flüchtlingsbetreuung zeigte sich dennoch durchaus innovativ: So waren Arbeits-, Beschäftigungs- und Therapiebetreuungen in den Flüchtlingslagern vorgesehen, auch agierte die Öffentlichkeitsarbeit der Flüchtlingsbetreuung professionell. Dennoch hat nur die spontane Hilfe der österreichischen Bevölkerung die offizielle österreichische Flüchtlingshilfe vor dem Zusammenbruch bewahrt.

Bereits Ende November 1956 waren erste Einbrüche hinsichtlich der Akzeptanz ungarischer Flüchtlinge erkennbar. Ab diesem Zeitpunkt häuften sich die Klagen über die hohen Kosten der Flüchtlingsbetreuung und die Probleme bei den Weiterreisemöglichkeiten. „Unsere Leute werden ja schon ganz wild wegen der ganzen Flüchtlingsgeschichte. Wir können nicht die Wohltäter für die ganze Welt spielen", so Julius Raab im Ministerrat.[9] Auch in den österreichischen Medien lässt sich dieser schleppende Umschwung deutlich nachzeichnen: Die Ungarnberichterstattung ging zurück, das Interesse an den Ungarnflüchtlingen sank, ihre Darstellung wurde zunehmend negativ.

Im Jänner 1957 gab Innenminister Oskar Helmer schließlich die Erklärung „Flüchtlinge haben auch Pflichten" ab: Die Grenzen der Hilfsbereitschaft seien nun erreicht. Mit dieser Berufungsinstanz und „Autorität" konnten nun bisher nur verhalten aussprechbare Vorurteile offen artikuliert werden. Immer seltener wurde von Flüchtlingen, immer häufiger von Emigranten berichtet. Zudem wurden ungarische Flüchtlinge immer häufiger als „anspruchsvoll" und „undankbar" beschrieben. „Mit dem Erkennen der eigenen Hilflosigkeit wurde den ungarischen Flüchtlingen die Schuld an ihrer eigenen Misere zugeschrieben. Ab diesem Zeitpunkt wurden sie häufig mit kriminellen Handlungen in Verbindung gebracht." [10]

Anfang 1957 betraute die Bundesregierung einen Sozialpsychologen mit der Erstellung einer Studie über die Flüchtlinge. Hans Strotzka kam in seiner 1959 veröffentlichten Arbeit[11] zu dem Ergebnis, dass das anfänglich in allen Leitartikeln dargestellte Mitleid und die Hilfsbereitschaft der Österreicher gegenüber den Flüchtlingen sicherlich auch zum Teil aus der Position des Stärkeren, Überlegenen heraus erklärbar gewesen sei, denn Mitleid schließe meist eine gewisse Herablassung gegenüber den Bemitleideten mit ein. Die Ungarnflüchtlinge hätten in diesem Szenario eine Opferrolle einzunehmen gehabt, und sie konnten sich so lange des Mitleids und der Hilfe der Österreicher sicher sein, wie sie den Rollenerwartungen der Österreicher entsprachen, sich auch entsprechend devot verhielten und rasch in die Drittländer weiterwanderten. „Die überwältigende emotionale Zuwendung der österreichischen Bevölkerung zu den Flüchtlingen beinhaltet immanent die unbewußte Erwartung, daß diese Menschengruppe das Verhalten armer, hilfloser Kinder zeigen müßte. Wenn das nicht der Fall ist, wenn Flüchtlinge im gleichen Espresso verkehren, im gleichen Geschäft unter Umständen einmal etwas Besonderes kaufen, spontan in anderer Weise handeln, als es dieser Rollenerwartung entspricht, so entsteht eine fast gesetzmäßige Aggression."[12]

[7] Vgl. Die Presse, 15. November 1956.

[8] Zit. nach Haslinger, Zur Frage, S. 9.

[9] Ministerratsprotokolle 15. November 1957; zit. nach Haslinger, Hundert Jahre, S. 345.

[10] Ebd., S. 556.

[11] Hoff/Strotzka, Die psychohygienische Betreuung, S. 94.

[12] Ebd.

Béla Rásky ist Historiker und seit 2010 Geschäftsführer des Wiener Wiesenthal Instituts für Holocaust-Studien (VWI).

Philipp Sonderegger

Die Obergrenze

Mit Menschenrechten aus der Krise des Asylsystems

Wir sind überfordert. Keine Zeitdiagnose scheint derart ungeteilte Zustimmung zu finden wie der Befund, die syrischen Flüchtlinge brächten die Staaten der EU an den Rand der Belastbarkeit. Unbestritten ist das Ausmaß der aktuellen Flüchtlingsbewegungen für Nachkriegs-Europa ungewöhnlich. Wie sollen wir angemessen damit umgehen?

Der Krieg geht ins sechste Jahr, vier bis fünf Millionen SyrerInnen haben das Land verlassen. Zwei Millionen sind in der Türkei, über eine Million im Libanon. Als die zugesagten Gelder nicht flossen, mussten manche Lager vor Ort die Essensrationen kürzen. Die Flüchtlinge machten sich auf nach Europa. Wenn die Prognosen stimmen, werden es eine Million Menschen im Jahr 2015. Offenbar schon eine Bewährungsprobe für das geeinte Europa.

Abschotten, …

In der Debatte um die richtigen Antworten auf die Fluchtbewegungen ringen zwei Strömungen um die Deutungshoheit. Hier das Lager der *Begrenzung*, das zunehmend auf Re-Nationalisierung setzt. Diese Leute wollen bei der europäischen Integration das Rad der Zeit zurückdrehen und menschenrechtliche Verpflichtungen abschütteln. Ihnen gegenüber steht das Lager der *Zusammenarbeit*. Seine VertreterInnen verteidigen die europäische Einigung, hüten das Völkerrecht und suchen die transnationale Kooperation.

Das Lager der *Begrenzung* gebärt sich besonders schrill, ja teilweise hysterisch. Es erklärt den Ausnahmezustand, baut Stacheldrahtzäune und fordert sogar eine völkerrechtswidrige Obergrenze für Flüchtlinge. Angeführt wird es in Österreich traditionell von der FPÖ, mittlerweile haben sich auch viele Landeshauptleute angeschlossen. Selbst Innenministerin Johanna Mikl-Leitner und Außenminister Sebastian Kurz tun kund, eine „Belastungsgrenze“ sei erreicht. Freilich vermeiden die Ressortspitzen, dem Bruch der Genfer Flüchtlingskonvention offen das Wort zu reden. Kurz spricht vom „Beenden der Einladungspolitik“, Mikl-Leitner verschämt vom „Dämpfen der Flüchtlingsströme“. Ein Kalkül der lächelnden Abschottung: Nach außen hin beschwört man das Asylrecht, doch Stück um Stück wird der Zugang durch Stacheldraht und gesetzliche Spitzfindigkeiten versperrt.

Denn was Kurz als „Einladungspolitik“ verhöhnt, ist die Bejahung eines Europas der Menschenrechte durch die deutsche Kanzlerin Angela Merkel: Syrische Flüchtlinge sollen Zugang zu einem Asylverfahren finden, ohne einen tödlichen Kühllaster besteigen zu müssen. Immerhin hat der Europäische Gerichtshof Abschiebungen nach Griechenland untersagt. Auch Ungarn und Italien sind nur noch eingeschränkt sicher. Nach jüngsten Urteilen muss in jedem einzelnen Fall sichergestellt werden, dass die jeweiligen Länder zurückgestellte Personen auch tatsächlich unterbringen und ein faires Verfahren gewährleisten werden. Menschenrechtliche Benchmarks, die Österreichs Außenminister im *Krone*-Interview für entbehrlich, ja „realitätsfremd“ hält: Die Politik möge „neue gesetzliche Rahmenbedingungen schaffen“, um die Urteile auszuhebeln. Solche Richtersprüche kann eine Regierung aber nur umgehen, indem sie die Europäische Menschenrechtskonvention (EMRK) aussetzt und die EU verlässt.

Ein Schritt, den Kurz-Vorbild und Europa-Skeptiker David Cameron ja auch schon mit Nachdruck angedroht hat. Eine Reparatur der langsam kollabierenden EU-Asylpolitik haben Österreichs InnenministerInnen ein Jahrzehnt lang torpediert.

… zulassen, …

Österreich könne die 60 Millionen Flüchtlinge der Welt nicht alleine aufnehmen, irgendwann sei eine Grenze erreicht, so die Asyl-BegrenzerInnen. Das klingt plausibel, doch wo liegt die Marke genau? Ist sie erreicht, wenn die einheimische Bevölkerung Asylunterkünfte in Flammen setzt? Oder wäre das vor allem ein Fall für die Strafjustiz? Liegt sie dort, wo die eingeplanten Kapazitäten für Unterbringung und Verfahrensabwicklung nicht mehr ausreichen? Vor allem eine Frage der Vorsorge, würde man meinen. Und wie viel darf das Asylrecht kosten? Ein halbes, ein ganzes, zwei oder vier Prozent des BIP?

Überlegungen, die in Österreich erheblich theoretischer ausfallen als im Libanon. In dem kleinen Land ist jede/r Dritte ein Flüchtling. Es existiert keine staatliche Versorgung, doch die Vertriebenen dürfen arbeiten. Die Erwerbslosigkeit schwillt an, die steigende Zahl an Arbeitskräften drückt die Löhne massiv. Die Weltbank beziffert die Folgekosten des Krieges in Syrien allein für 2012 bis 2014 auf acht Milliarden Dollar. Auf Österreich umgelegt wären das nahezu 30 Milliarden Euro jährlich. Allmählich treten auch die längerfristigen Effekte zu Tage. Drei Viertel der 400.000 syrischen Kinder im Libanon können keine Schule besuchen. Eine tickende Zeitbombe.

So kleinherzig die Haltung vieler EuropäerInnen im Kontrast zum Libanon erscheint, die dortigen Zustände sind bestenfalls als temporärer Ausnahmezustand vertretbar. Immerhin hat der Libanon auch für die Rechte seiner BürgerInnen geradezustehen; für Arbeit, Gesundheit, Bildung und einen angemessenen Lebensstandard. Wenn es nun an den Menschenrechten nichts zu rütteln gibt, weder an jenen der Bevölkerung noch an jenen der Schutzsuchenden, dann bleibt nur die Beseitigung der Fluchtursachen selbst. Das ist keine allzu neue Einsicht – bereits nach dem Zweiten Weltkrieg hat sich die Staatengemeinschaft der Verhütung solcher Katastrophen verschrieben. Leider wurden die Erkenntnisse nicht mit der erforderlichen Konsequenz umgesetzt.

… oder kollektiv handeln

Politisch und militärisch wetteifernde Nationen – niemandem als sich selbst in der Pflicht – stellen eine Gefährdung für den ganzen Planeten dar. Diese Erkenntnis führte 1945 zur Gründung der Vereinten Nationen. Die Ziele: durch überstaatliche Zusammenarbeit den Weltfrieden wahren, internationale Probleme wirtschaftlicher, sozialer, kultureller und humanitärer Art lösen sowie die Menschenrechte gewährleisten. Alle Menschen sollen ein gutes Leben führen können, frei von Angst und Not. Die beste Fluchtprävention.

Die Vereinten Nationen haben das „westfälische“ Prinzip nationaler Souveränität relativiert: durch das Verbot des Angriffskrieges, durch das Bekenntnis zur internationalen Entwicklung sowie durch den Internationalen Menschenrechtskodex. Dieser Katalog unveräußerlicher Rechte stellt gegenwärtig das einzige weltweit bindende Wertesystem dar. Doch zwischen Ratifikation und Umsetzung klaffen schmerzhafte Lücken. Zu halbherzig wurde der Nachkriegskonsens gegen den Widerstand nationaler Vorbehalte umgesetzt. Die Syrienkrise wäre ein willkommener Anlass, die versäumten Schritte für aktuelle und künftige Krisen nachzuholen. Einige lohnende Vorschläge liegen schon am Tisch.

Ein wirksames System kollektiver Sicherheit erfordert die Reform des Sicherheitsrates. Es gilt, die Pattstellung zwischen den Vetomächten zu überwinden. Fünf Jahre lang war das Gremium im Syrienkrieg weitgehend blockiert. Frankreich hat zuletzt vorgeschlagen, das Vetorecht zunächst im Falle von Völkermord und schweren Kriegsverbrechen auszusetzen. Das wäre ein möglicher erster Schritt zu einem Sicherheitsrat tatsächlich gleicher Staaten ohne Vetorechte, womöglich gar zu einem zwischenstaatlichen Gewaltmonopol.

Allzu deutlich wurde auch das Ziel einer Welt „frei von Not und Angst“ verfehlt. Trotz beachtlicher Fortschritte in der Armutsbekämpfung – zu vielen Menschen bleiben grundlegende Rechte verwehrt. In diesem Zusammenhang werden immer wieder zwei Vorschläge hervorgehoben. Das globale Handelsregime soll in die Vereinten Nationen eingegliedert werden, um die Welthandelsorganisation den Menschenrechten unterzuordnen. Kein künftiges Handelsabkommen soll mehr die soziale Sicherheit von Menschen gefährden. Um die verbrieften Rechte des Zivil- und Sozialpaktes auch individuell durchsetzbar zu machen, fordern ExpertInnen zweitens, diese mit einem verbindlicheren Mechanismus des Menschenrechtsschutzes auszustatten.

Die Vereinten Nationen bieten mit ihrem Menschenrechtsparadigma eine gute Grundlage, um künftige Krisen zu verhindern. Auch die EU hat vor allem bei den bürgerlichen Rechten einen beachtlichen Standard erreicht. Doch damit die Ziele der Vereinten Nationen Wirklichkeit werden können, müssen die multilateralen Institutionen und Instrumente gegen die Angriffe der Re-Nationalisierung verteidigt und besonders die sozialen Rechte gestärkt werden. Global, in Europa und gerade jetzt in der Syrienkrise.

Philipp Sonderegger arbeitet als Menschenrechtler in Wien und bloggt unter phsblog.at

Margit Ammer

Schutz der Außengrenzen vs. Schutz in Europa

Menschenrechtliche Verpflichtungen in der aktuellen Flüchtlingssituation

Anlässlich der aktuellen Flüchtlingssituation ist es an der Zeit, menschenrechtliche Verpflichtungen, die sich aus Völker- und Europarecht ergeben, in Erinnerung zu rufen. Insbesondere das **Recht auf Asyl** und das **Refoulement-Verbot.** Beide stellen auch dann geltendes Recht dar, wenn Europa mit steigenden Zahlen an Schutzsuchenden konfrontiert ist. Dieser Anstieg an Flüchtlingszahlen spiegelt die weltweite Entwicklung wider, wobei Europa nach wie vor schwächer betroffen ist als andere Regionen.

Das Recht auf Asyl (eigentlich: das Recht, Asyl zu suchen und zu genießen) beginnt mit der Verpflichtung, Flüchtlinge zum Staatsgebiet eines sicheren Landes zuzulassen und endet mit einer nachhaltigen Stabilisierung ihrer Lebenssituation. Es besteht u. a. aus folgenden Elementen:

> **Non-Refoulement-Gebot:** Niemand darf an der Grenze zurückgewiesen, zurückgeschoben oder ausgewiesen werden, wenn diese Person ansonsten einem realen Risiko hinsichtlich ihres Lebens oder ihrer Freiheit ausgesetzt wäre.

> **Zugang zu fairen und effektiven Asylverfahren:** In diesem Zusammenhang kann es notwendig sein, Menschen ohne gültige Reisedokumente das Staatsgebiet betreten zu lassen. Flüchtlinge dürfen nicht dafür bestraft werden, dass sie ohne notwendige Dokumente das Land betreten bzw. sich dort aufhalten. In den Asylverfahren selbst müssten bestimmte Standards eingehalten werden.

> Menschenrechtskonforme **Behandlung während des Asylverfahrens.**

> **Zuerkennung von internationalem Schutz,** wenn die Kriterien erfüllt sind.

Staaten haben grundsätzlich das Recht, ihre Grenzen zu schützen bzw. Migration zu „kontrollieren", allerdings mit Einschränkungen – darunter vor allem das Non-Refoulement-Prinzip und das Recht auf Asyl. Derzeit wird jedoch der *Schutz der EU-Außengrenzen* gegenüber dem *Zugang zu Schutz in Europa* priorisiert: So werden z. B. Grenzzäune an den EU-Außengrenzen errichtet, die auch für Flüchtlinge verschlossen bleiben. Spanische GrenzschutzbeamtInnen werden ermächtigt, MigrantInnen, die aus Marokko in den spanischen Exklaven ankommen, ohne weiteres Verfahren zurückzuweisen. Mitgliedstaaten kritisieren Such- und Rettungsaktionen im Mittelmeer, weil sie noch mehr MigrantInnen „anziehen" würden. Auch auf

EU-Ebene wird Migration oftmals primär als Sicherheitsproblem gesehen, und Grenzschutz und Externalisierung von EU-Außengrenzen werden vorangetrieben. Durch EU-Recht und Politik werden EU-Außengrenzen in Drittländer und auf die Hohe See verlagert, z. B. durch EU-Visa-Bestimmungen, durch die Stationierung von VertreterInnen von EU-Mitgliedstaaten in Drittländern, um bei Grenzkontrollen zu unterstützen, oder indem private TransportunternehmerInnen bestraft werden, wenn sie Menschen ohne Dokumente in die EU mitnehmen. Indirekter – und dadurch auch rechtlich schwieriger erfassbar – erfolgt die Verlagerung dadurch, dass Nicht-EU-Staaten dazu angehalten werden, MigrantInnen und Schutzsuchende von Europa fernzuhalten.

Durch diese Externalisierung der Außengrenzen können sich EU-Mitgliedstaaten bzw. die EU ihrer menschenrechtlichen Verpflichtungen grundsätzlich nicht entledigen. Fakt ist allerdings, dass es durch den Ausbau des Grenzschutzes und der Externalisierung von EU-Außengrenzen aufgrund fehlender Safeguards für Schutzsuchende noch schwieriger, gefährlicher und teurer wird, Zugang zu Schutz in Europa zu finden. Um weitere Tragödien im Mittelmeer und im Zusammenhang mit Schlepperei zu verhindern, und um u. a. das Recht auf Asyl zu gewährleisten, ist es unumgänglich, für Flüchtende legale und sichere Wege nach Europa einschließlich Österreich zu schaffen. Dies würde auch SchlepperInnen ihre Grundlage entziehen und darüber hinaus eine Möglichkeit für die EU und ihre Mitgliedstaaten darstellen, wieder Kontrolle über ihre Außengrenzen zu erlangen. Im Folgenden einige Beispiele dafür:

> Einen sicheren Kanal stellt **Resettlement** dar, also die dauerhafte Neuansiedlung von Flüchtlingen in einem Drittstaat, der Schutz gewährt und die Möglichkeit bietet, sich im Land zu integrieren. Allerdings sind derzeitige Resettlement-Quoten – wie die auf EU-Ebene im Rat im Juli beschlossene von 22.504 – eindeutig zu niedrig. Der UN-Sonderberichterstatter für Menschenrechte von MigrantInnen spricht vom dringenden Bedarf eines „massiven Resettlement-Programms" von Ländern des Globalen Nordens, welches über die nächsten fünf Jahre Schutz für 1,5 bis 2 Millionen Flüchtlinge aus Syrien und Eritrea bieten sollte.

> Auch **humanitäre Visa** würden eine weitere wichtige Möglichkeit für Flüchtende darstellen, auf legale und sichere Weise ihren Weg nach Europa anzutreten, um dort einen Antrag auf internationalen Schutz stellen zu können. Derzeit wird an einer Neufassung des EU Visa Codes gearbeitet, welche klarere Regelungen zur Ausstellung humanitärer Visa enthalten könnte.

> Weitere Optionen für sicheren Zugang zu Europa wären liberalere Familienzusammenführung von Personen, die bereits internationalen Schutz in der EU genießen, oder auch die Evakuierung von Menschen.

Immer wieder vernimmt man die Forderung, dass Schutzsuchende in ihrer Herkunftsregion bleiben sollen. Diese Forderung erscheint schon angesichts folgender Zahlen zu Syrien problematisch: Laut UNHCR gibt es – abgesehen von mehr als 7,6 Millionen innerhalb von Syrien Vertriebenen – derzeit fast 4,3 Millionen syrische Flüchtlinge in der Herkunftsregion, vor allem in der Türkei, im Libanon, in Jordanien und im Irak. Demgegenüber haben zwischen April 2011 und Oktober 2015 680.000 SyrerInnen in Europa um Asyl angesucht. Dieses Ungleichgewicht kritisierte kürzlich der Kommissar für Menschenrechte des Europarats, Nils Muižnieks: Europäische Länder, die zu den reichsten und stabilsten Ländern der Welt zählen, seien weit davon entfernt, jenen „Flüchtlingsdruck" zu erfahren, von dem derzeit wesentlich ärmere und weniger stabile Länder betroffen sind. 86 Prozent aller Flüchtlinge leben in sogenannten „Entwicklungsländern", also in Ländern mit einem niedrigen Index für menschliche Entwicklung (HDI).

Die Asylanträge haben in Europa in den letzten Jahren stark zugenommen – das reflektiert den weltweiten Trend. Allerdings scheint dies weniger eine Herausforderung für die Kapazitäten zu sein als vielmehr ein Problem einer stark ungleichen Verteilung der Schutzsuchenden in der EU: Ein Großteil befindet sich in wenigen Ländern. 2014 wurden fast 70 Prozent aller Asylanträge in fünf Staaten gestellt. Gefragt ist Solidarität zwischen den EU-Mitgliedstaaten, um das Recht auf Asyl, das auch im EU-Primärrecht verankert ist, zu gewährleisten.

Das Dublin-System, welches von Anfang an mit einer falschen Annahme (alle Bedingungen für Schutzsuchende sind in allen EU-Mitgliedstaaten gleich) operierte, hat zur ungleichen Verteilung von Schutzsuchenden und vor allem zu Menschenrechtsverletzungen geführt, wie auch vom Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte (EGMR) und vom Europäischen Gerichtshof (EuGH) festgestellt wurde. Konsequenz daraus ist ein lückenhaftes Dublin-System, weil u. a. Überstellungen seit 2011 nach Griechenland gar nicht und in bestimmte andere Länder nur nach individuellen Zusicherungen durchgeführt werden dürfen. Letztlich wurde auch nicht das ursprüngliche Ziel des Dublin-Systems, nämlich nur einen Staat für das Asylverfahren zuständig zu machen und „Asylum Shopping" zu verhindern, erreicht.

Solidarität innerhalb der EU-Mitgliedstaaten ist aber dringend notwendig, um weitere Menschenrechtsverletzungen zu verhindern und das Recht auf Asyl zu gewährleisten. Langfristig wird es eines Instrumentariums bedürfen, welches eine faire und

menschenrechtskonforme Verteilung von Schutzsuchenden sicherstellt. Inzwischen versucht man mit kurzfristigen Notfallmaßnahmen wie der vorübergehenden Umverteilung von bislang 160.000 Schutzsuchenden aus Italien und Griechenland auf andere EU-Mitgliedstaaten das Auslangen zu finden. Fragwürdig erscheint in diesem Zusammenhang, dass nur Flüchtlinge aus bestimmten Herkunftsländern (mindestens 75 Prozent Anerkennungsrate in erster Instanz) aufgeteilt werden sollen – dies wären im ersten Quartal 2015 die Herkunftsländer Syrien, Irak und Eritrea, nicht aber andere Länder mit relativ hohen Anerkennungsraten wie beispielsweise Afghanistan, Somalia, Iran oder Sudan. Problematisch ist weiters, dass im Zuge der Umverteilung Schutzsuchende keinerlei Mitsprachrecht haben und bei der neuen Zuteilung – abgesehen von Kindeswohl und Kernfamilie – andere individuelle Bedürfnisse von Schutzsuchenden wie sprachliche, kulturelle, soziale und über die Kernfamilie hinausgehende familiäre Anknüpfungspunkte nicht berücksichtigt werden. Dies wäre aber für eine nachhaltige Lösung unumgänglich. Das Dublin-System hat bereits gezeigt, dass Kriterien, die auf individuelle Bedürfnisse keine Rücksicht nehmen, nicht funktionieren. Auch der derzeitige Kommissionsvorschlag, der vorsieht, in die Dublin-III-Verordnung einen „Umsiedlungsmechanismus für Krisensituationen" einzubauen, würde solche individuellen Bedürfnisse nicht berücksichtigen.

Abgesehen von einem permanenten Quotensystem für eine verbindliche automatische Umverteilung gibt es aber noch andere Möglichkeiten, um Intra-EU-Solidarität herzustellen bzw. zu fördern. Staaten könnten – solange das Dublin-System noch besteht – verstärkt die Souveränitätsklausel der Dublin-Verordnung anwenden. Weiters könnte das – bislang noch nicht verwendete – Instrument des vorübergehenden Schutzes der Richtlinie 2001/55/EC zur Anwendung gebracht werden, das speziell für die Situation eines „Massenzustroms von Vertriebenen" temporären Schutz sowie Maßnahmen vorsieht, um die mit der Aufnahme verbundenen Belastungen ausgewogen auf die Mitgliedstaaten zu verteilen.
Schließlich könnte die Anerkennung von positiven Asylentscheidungen in anderen EU-Mitgliedstaaten zur Entlastung von Staaten an den EU-Außengrenzen führen. Gleichzeitig würde dies auch eine Bewegung in Richtung eines „einheitlichen Status für Asyl", der in der ganzen EU gültig ist, bedeuten.

Menschenrechte gelten für alle Menschen – auch für jene, die ohne Aufenthaltstitel nach Österreich einreisen. Flüchtlinge dürfen nach der Genfer Flüchtlingskonvention nicht dafür bestraft werden, dass sie ohne Dokumente eingereist sind. Für Schutzsuchende gilt außerdem, dass sie aufgrund von völker- und europarechtlichen Verpflichtungen in den EU-Mitgliedstaaten ein Recht auf ein faires und effektives Asylverfahren, auf menschenwürdige Unterbringung und Versorgung, darüber hinaus auch auf Zugang zu Bildung und – zumindest graduell – zum Arbeitsmarkt haben.

Herausforderungen ergeben sich einerseits aus der unzureichenden Umsetzung dieser Vorgaben – so auch in Österreich; andererseits aufgrund der divergierenden Umsetzung in den EU-Mitgliedstaaten. Auf der EU-Ebene ist es trotz mehrjähriger rechtlicher Harmonisierungsprozesse und praktischer Unterstützung der Mitgliedstaaten in der Implementierung nicht gelungen, die Situation insbesondere hinsichtlich Asylverfahren und Aufnahmebedingungen ausreichend anzugleichen. Ein Beispiel dafür stellen die stark divergierenden Anerkennungsraten für bestimmte Flüchtlingsgruppen in den EU-Mitgliedstaaten dar: für syrische Schutzsuchende etwa schwankten diese 2014 zwischen 43 und 100 Prozent; für irakische Schutzsuchende zwischen 13 und 100 Prozent. Hier könnte eine einheitliche europäische Herangehensweise die Lösung darstellen: Der Vertrag über die Arbeitsweise der EU (AEUV) sieht als Ziel des gemeinsamen europäischen Asylsystems einen „in der ganzen Union gültigen einheitlichen Asylstatus" und subsidiären Schutzstatus sowie gemeinsame Asylverfahren vor. Zentralisierte Asylverfahren mit EU-weit verbindlichen Entscheidungen würden die großen Unterschiede beseitigen.

Derzeit gibt es – u. a. auch wegen des Dublin-Systems – in einigen Mitgliedstaaten an den EU-Außengrenzen große menschenrechtliche Herausforderungen hinsichtlich des Zugangs zu Asylverfahren und adäquater Versorgung. Um diesen zu begegnen, werden sogenannte „Hotspots" eingerichtet. Dies sind Aufnahme- und Erstaufnahmestellen in Italien und Griechenland, wo das EU-Asylunterstützungsbüro (EASO), Frontex und Europol sowie Behörden des jeweiligen Mitgliedstaats rasch Ankommende identifizieren, registrieren und Fingerabdrücke abnehmen. Frontex soll beispielsweise Menschen, die keinen internationalen Schutz benötigen, zurückbringen. Aus menschenrechtlicher Perspektive wird es notwendig sein, dass diese Hotspots Schutzbedürftigen effektiven Zugang zu Verfahren und angemessene Behandlung gewähren können. Insbesondere müssen jene identifiziert werden, die Schutz benötigen und die spezielle Bedürfnisse haben. Die schnellen Hotspot-Verfahren können keinesfalls Ersatz für ein volles Asylverfahren darstellen.

Dieser Text ist in ausführlicherer Form als Positionspapier des Ludwig Boltzmann Instituts für Menschenrechte unter http://tinyurl.com/oav3vly erschienen.

Margit Ammer ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Ludwig Boltzmann Institut für Menschenrechte.

Fotos: Gerd Valchars

„Es ist scheinheilig zu sagen, die Ehrenamtlichen helfen so toll!“

Flüchtlingshilfe: Freiwillige UnterstützerInnen der ersten Stunde im Stimme-Gespräch

Die spontane Hilfsbereitschaft und der vielfältige Einsatz der engagierten Zivilgesellschaft in der Flüchtlingshilfe sind zum geflügelten Wort in Österreich geworden. So positiv die ehrenamtliche Hilfe vieler Menschen ist, darf doch nicht übersehen werden, dass die Zivilgesellschaft hier Tätigkeiten übernimmt, die Aufgaben des Staates wären. **Eva Ipsmiller** [Deutsch ohne Grenzen], **David Zistl** [Flüchtlinge Willkommen] und **Benjamin Fritz** [Train of Hope] im Gespräch mit **Julia Hofbauer** und **Gerd Valchars.**

Was in der Flüchtlingshilfe kann die Zivilgesellschaft übernehmen und was muss der Staat leisten?

Benjamin Fritz: Man sollte nicht so stark differenzieren, was Aufgabe des Staates und was Aufgabe der Zivilgesellschaft ist. Wichtig ist, dass es erst mal getan wird. Natürlich sollte es in der Zivilgesellschaft immer Menschen geben, die Dinge vorantreiben. Aber auch der Staat sollte in die Pflicht genommen werden. Er sollte diese Menschen viel mehr unterstützen, indem er ihnen ermöglicht, Hilfe zu leisten. Probleme wird es zwar immer geben, aber es wird hoffentlich auch immer Menschen geben, die in Notsituationen mal ein halbes Jahr in die Bresche springen.

Eva Ipsmiller: Prinzipiell finde ich es wichtig, dass es eine starke Zivilgesellschaft gibt und dass die Leute selbst die Ärmel hochkrempeln können und nicht das Gefühl der Ohnmacht haben müssen. Sie sollen selbst aktiv etwas tun können gegen Missstände, die ihnen auffallen. Das sollte dann auch vom Staat gewürdigt und unterstützt werden. Ich bin aber nicht der Meinung, dass die Zivilgesellschaft die Aufgaben des Staates komplett übernehmen kann. Ich würde den Staat nicht aus seiner Verantwortung entlassen. Die Leute in Erstaufnahmezentren möchten gerne Deutsch lernen. Aber solange sie keinen anerkannten Status haben, haben sie keinen Anspruch auf kostenlose Deutschkurse. Organisationen wie die unsere können da zwar Abhilfe schaffen, aber wir können nicht österreichweit das Problem lösen. Hier muss der Staat die nötigen Strukturen schaffen.

David Zistl: Ein halbes Jahr gehen solche Sachen gut, und dann sieht man, dass die Leute abspringen. Das sieht man bei *Train of Hope*, das sieht man teilweise auch bei uns. Deshalb braucht es neben einer starken Zivilgesellschaft auch Strukturen. Es ist ganz klar Aufgabe des Staates, zum Beispiel Wohnraum für AsylwerberInnen zur Verfügung zu stellen. Aber der Staat versagt hier. Stattdessen macht die Zivilgesellschaft die Dinge möglich. Und das, obwohl die derzeitigen Strukturen ein privates Wohnen von AsylwerberInnen fast unmöglich machen. Bei Privatunterkünften zahlt der Staat 320 Euro, bei Massenquartieren 570 Euro. Daran erkennt man den Willen des Staates, die Leute in Massenquartieren unterzubringen. Es gibt keinen Willen, sie privat unterzubringen, obwohl es die Möglichkeit in der Zivilgesellschaft dazu gibt. Das macht mich sehr wütend.

Was können spontan entstandene, junge Initiativen wie eure besser als etablierte NGOs?

Fritz: Wir sind einfach keine eingestaubte Organisation. Wenn wir Probleme am Hauptbahnhof sehen, krempeln wir die Ärmel hoch und sagen uns: „Okay, das machen wir jetzt“. Als wir gesehen haben, es kommen viele Kinder, haben wird eine Kinderecke eingerichtet, als wir gesehen haben, dass es sehr viele vermisste Personen gibt, haben wir eine größere Station gemacht, wo wir vermisste Personen suchen.

Sind die klassischen, etablierten NGOs verbürokratisiert?

Fritz: Ich denke schon, dass das ein Problem der klassischen NGOs ist. Wenn wir am Hauptbahnhof irgendwo ein Problem haben, dann wird eine Lösung im Vier-Augen-Prinzip beschlossen und umgesetzt.

Ipsmiller: Ich sehe das ganz ähnlich. Wir können einfach sehr spontan reagieren und uns auf neue Begebenheiten einstellen. Wenn wir merken, der Bedarf ist sehr hoch, dann fällt es uns nicht sehr schwer, neue HelferInnen zu finden. Wenn der Bedarf sinkt, können wir auch darauf sehr schnell reagieren. Das ist sicher eine Stärke der kleineren, jüngeren Organisationen, die noch nicht diesen Apparat an Bürokratie haben.

Zistl: Ich will mich beim Thema Wohnungssuche mit der Caritas oder der Diakonie gar nicht vergleichen. Wir machen etwas prinzipiell anderes, mit einem völlig neuen Konzept. Bei uns leben geflüchtete Menschen mit ÖsterreicherInnen zusammen. Diese Art des integrativen Wohnens gibt es bei der Caritas oder der Diakonie nicht. Ein weiterer großer Unterschied ist die Ehrenamtlichkeit. Bei uns arbeiten 70 Leute ehrenamtlich, manchmal sogar mehr als zehn Stunden pro Woche.

„Deutsch ohne Grenzen“ und „Train of Hope“ haben vor kurzem einen Verein gegründet. Braucht es für ein längeres Engagement doch ein gewisses Maß an organisatorischem Überbau?

Ipsmiller: Ja, ein gewisses Maß an Strukturen brauchen wir. Wir haben gemerkt, dass es daran fehlt, wollen es aber trotzdem so gering wie möglich halten. Es gibt keine Hierarchien und nicht viel bürokratischen Aufwand bei uns. Das ist uns wichtig und das soll auch so bleiben.

Fritz: Wir wollten den vielen HelferInnen, die bei uns mitgemacht haben – fast viereinhalbtausend – die Möglichkeit geben, Mitglied im Verein zu werden, weil es doch das Baby von uns allen ist. Außerdem versuchen wir, Gelder von der

öffentlichen Hand anzuzapfen, das geht am besten mit einem Verein. Aber auch wir versuchen, die Strukturen so gering als möglich und die Hierarchien so flach als möglich zu halten.

Wie funktioniert denn die Zusammenarbeit mit anderen Organisationen?

Zistl: In Wien haben wir Kontakt mit mehreren Organisationen, die wohnungslose Flüchtlinge an uns vermitteln. Die Zusammenarbeit hat bisher sehr gut funktioniert.

Was ist mit öffentlichen Einrichtungen? Hat sich der Flüchtlingskoordinator Christian Konrad bei euch gemeldet?

Zistl: Es gab ein Treffen beim Forum Alpbach, wo wir mit BürgermeisterInnen und auch mit Herrn Konrad gesprochen haben. Vielleicht gibt es in Zukunft die Möglichkeit zu kooperieren.

Nehmen euch öffentliche Stellen ernst?

Fritz: Das musste sich erst entwickeln. Am Anfang waren wir die fünf Verrückten vom Hauptbahnhof.[1] Inzwischen nehmen sie uns aber ernst, hören uns zu und wissen, wie wir unsere Arbeit machen.

Ipsmiller: Wir sind als *Deutsch ohne Grenzen* Teil von *Connect Erdberg,* einem Netzwerk, das ganz maßgeblich von den Kinderfreunden und vom Jugend- und Stadtteilzentrum im 3. Wiener Gemeindbezirk organisiert wird. Es gibt aber auch direkten Kontakt zur Betreuungsfirma der Flüchtlingsunterkunft in Erdberg und zur MA 17. Unsere Arbeit wird dort wertgeschätzt, wir werden ernst genommen und uns wird zugehört.

Fühlt Ihr Euch nicht ausgenutzt von einem Staat, der sich aus der Verantwortung stiehlt? Ruht sich der Staat auf den freiwilligen HelferInnen aus?

Fritz: Wir haben HelferInnen in unseren Reihen, die ihre Jobs geschmissen haben und deren Ausbildungen oder Studium pausieren, um diese Hilfe zu leisten. Aber wir haben uns nicht ausgenutzt gefühlt. Natürlich haben wir auch immer ein bisschen darauf geschielt, wann endlich etwas besser wird, wann sich die Dinge verändern. Aber die Motivation zu helfen ist bei uns einfach viel größer gewesen als die Frage: „Wo bleibe ich bei der ganzen Sache?“

Ipsmiller: Die meisten Leute wissen, dass sie von ehrenamtlicher Hilfe nicht reich werden. Aber man muss umso mehr darauf aufpassen, dass man dabei nicht ausbrennt. Wir im Verein achten sehr genau darauf, die Grenzen unserer HelferInnen zu respektieren. Wir halten die Leute dazu an, uns ehrlich zu kommunizieren, wenn sie nicht mehr können.

Zistl: In der Bankenkrise war gut zu sehen, dass man Geld schnell zur Verfügung stellen kann. Auch in der Flüchtlingskrise wäre das möglich gewesen, man wollte einfach nicht. Ich finde es sehr scheinheilig, zu sagen: „die Ehrenamtlichen helfen da so toll!“ Warum unterstützt sie der Staat dann nicht dabei? Warum gibt es kein Geld dafür?

Habt ihr auch die mediale Debatte als scheinheilig empfunden, als man dort gelesen hat: „So beeindruckend hilft Österreich“? Wurden das Versagen des Staates oder Rassismus in Österreich darin ausgeblendet?

Zistl: Die mediale Debatte war ein bisschen nationalistisch. Es ging gar nicht mehr um die Menschen. Es ging einfach darum, dass Österreich sich selbst beweist, wie toll und menschlich es ist. Es gibt Leute, die extrem viel Arbeit in die Flüchtlingshilfe stecken, aber es gibt auch extreme RassistInnen in Österreich. Die wurden aus der Debatte einfach ausgeklammert. Ein Problem wird es auch werden, wenn die Medien ihr Interesse am Thema wieder verlieren. Dann gehen die Initiativen vielleicht zugrunde, weil es ihnen an der notwendigen Aufmerksamkeit fehlt.

Ipsmiller: Es hängt sehr viel von der Art und Weise der Berichterstattung ab. Wenn in den Berichten tatsächlich das Engagement und die Personen dahinter gewürdigt wurden, dann hat uns das sehr gefreut. Aber wenn Leute kommen, Bussi-Bussi-Fotos machen und sich auf das Engagement draufsetzen, dann macht das wütend. Es ist nicht zu unterstützen, wenn unsere Organisationen instrumentalisiert werden, um in der Öffentlichkeit ein besseres Österreich-Bild abzugeben, als es in der Realität ist.

Fritz: Das Problem der Instrumentalisierung wird es immer geben. Und es ist für zivilgesellschaftliche Organisationen schwierig abzuwägen, inwieweit man diese Aufmerksamkeit braucht. Oder ob man sagt, wir sind nicht von Facebook-Fotos von PolitikerInnen abhängig, die HelferInnen die Hände schütteln.

Wenn man sich einig ist, dass das zivilgesellschaftliche Engagement wichtig ist, wie kann denn die Arbeit der Zivilgesellschaft gestärkt werden?

Ipsmiller: Fördergelder sind ein großes Thema. Früher oder später kommt man nicht drum herum. Da wäre es wünschenswert, dass man relativ niederschwellig und ohne allzu viel

[1] *Train of Hope* hat den Betrieb am Wiener Hauptbahnhof Anfang Dezember vorerst beendet. Der Grund ist die rückgängige Zahl der Ankommenden. Der Verein arbeitet jedoch an einem neuen Konzept zur Unterstützung von Flüchtlingen.

Ein Konzentrationslager unter den Tribünen des Ernst Happel Stadions: Eines von 62 Zielen im „Reiseführer durch die braune Topographie von Wien“. Eine Buchbesprechung von **Petra Permesser.**

auf Seite 28

bürokratischen Aufwand an das nötige Geld kommt, um etwas auf die Beine stellen zu können.

Zistl: Man kann auf lange Zeit keine Projekte ehrenamtlich gestalten. Sicher ist es möglich, am Anfang ehrenamtlich zu arbeiten. Aber dann braucht es eine Finanzierung. Es kann nicht sein, dass Menschen 30 bis 40 Stunden arbeiten und keinen Cent dafür bekommen. Das ist das eine. Auf der anderen Seite müssen wir noch stärker von außen wahrgenommen werden. Der ORF bietet mit *Nachbar in Not* der Caritas Fernseheinschaltungen an. Da hätte man auch auf uns zukommen können.

Fritz: Natürlich ist die Finanzierung eines der größten Probleme. Wichtig ist es aber auch, dass Engagierte ihrer ehrenamtlichen Tätigkeit leichter nachkommen können. Sei es durch Sonderurlaube, AMS-Praktika oder anderes. Das muss einfach viel leichter und ohne diesen immensen bürokratischen Aufwand gehen.

Was hat euch denn in eurem Engagement am meisten überrascht und was habt ihr persönlich daraus gelernt?

Zistl: Ich habe am Anfang gedacht, dass die Finanzierung der WG-Zimmer eine große Herausforderung werden wird. Aber das hat über Crowdfunding und das Sammeln von Mikrospenden im Freundes- oder Bekanntenkreis sehr gut geklappt. Es war für mich sehr überraschend, dass wir bis jetzt jedes Zimmer finanzieren konnten. Die eigentliche Herausforderung, vor der wir aber jetzt stehen ist, dass wir ganz viele Leute auf der Warteliste haben. Viele Flüchtlinge sind obdachlos, und es werden immer mehr.

Ipsmiller: Das Wichtigste, das ich persönlich aus dem Projekt mitnehme ist, dass der persönliche Kontakt viele Ängste und Hemmungen abbaut. Wenn man sich eine große anonyme Masse vorstellt, kann das Ängste erzeugen, aber sobald die Leute in persönlichen Kontakt miteinander treten, kommen sie sich näher, und das Bild von bedrohlichen Fremden löst sich komplett auf.

Fritz: Die größte Überraschung für mich war dieses Engagement von Leuten, wenn sie sehen, dass es ein Problem gibt. Diese Problemlösungsfähigkeiten und das Zusammenwachsen zu einer Gruppe. Davor war das für mich nur Theorie, dass ein bunter Haufen von Jung und Alt, Reich und Arm, mit unterschiedlichen Sprachen und Religionen, zusammenkommt und einfach versucht zu helfen. Das hat mich schon sehr beeindruckt.

Das ungekürzte Gespräch vom 15. November 2015 gibt es zum Nachhören unter www.radiostimme.at.

Deutsch ohne Grenzen bietet kostenlose Deutschkurse und Freizeitaktivitäten für Asylsuchende in Flüchtlingsheimen in Erdberg und Ottakring an. Das ehrenamtliche Projekt hat dafür einen Unterricht konzipiert, der die Bedürfnisse von Menschen in Erstaufnahmezentren berücksichtigt.
http://deutschohnegrenzen.at

Train of Hope ist ein Zusammenschluss von Freiwilligen, der ehrenamtliche Soforthilfe am Wiener Hauptbahnhof organisiert. Die Flüchtlinge erhalten dort, was sie gerade brauchen – Lebensmittel, Kleidung, Rechtsberatung, medizinische Versorgung und vieles mehr.
http://www.trainofhope.at

Flüchtlinge Willkommen bringt Menschen, die privat Wohnraum zur Verfügung stellen möchten, mit Flüchtlingen zusammen, die eine Unterkunft suchen. Die Non-Profit-Organisation begleitet diesen Prozess und bietet auch bei den Formalitäten und bei der Finanzierung Unterstützung an.
http://www.fluechtlinge-willkommen.at

shu!

Lena Lisa Vogelmann

Wenn Roma und Sinti über Roma und Sinti forschen

Bildungserfahrungen und partizipative Forschung

Partizipative Forschung ermöglicht vieles, was der klassischen Forschung verschlossen bleibt. Das war auch der Ansatz der ROMBAS-Studie zur umfassenden Erhebung der Bildungserfahrungen von Roma und Sinti in Österreich. Aber wie ist es den partizipativ Forschenden in diesem Prozess mit ihren eigenen Bildungserfahrungen ergangen?

ROMBAS-ForscherInnen; Foto: Sabine Schwaighofer

Die Erforschung marginalisierter Gruppen wird erschwert durch die unklare Zuordnung Betroffener und die Verfremdung durch die Außenperspektive der Forscher*innen. Hindernisse ergeben sich auch durch Hürden beim Zugang zu den jeweiligen Gruppen und durch Machtungleichheiten. Eine Möglichkeit, diese Schwierigkeiten zu umgehen, ist die Nutzung partizipativer Forschungsprojekte. Diese Projekte haben aus forschungspragmatischer Perspektive den Vorteil, den Zugang zu teilweise schwer erreichbaren Gruppen zu schaffen. Außerdem können die so erhobenen Daten Erkenntnisse aus der Sicht Betroffener besser erfassen. Aus politisch-aktivistischer Perspektive wird zudem die marginalisierte Gruppe bereits mit und in dem Forschungsprozess ermächtigt, sich Gehör zu verschaffen. Durch die wissenschaftliche Befähigung der forschenden Gruppe wird die Forschung nicht nur Grundlage für die darauffolgenden Maßnahmen, um Bildungsungleichheiten auszugleichen, sondern wird selbst zum Ausgleichswerkzeug.

Melanie Nind fasst drei hauptsächliche Forschungsansätze mit dem Anspruch aktiver Beteiligung der beforschten Gruppe unter dem Überbegriff *inklusive Forschung* zusammen.[1] Sie unterteilt *inklusive Forschung* in drei sich ähnelnde und teilweise überschneidende Ansätze, die dennoch voneinander zu unterscheiden sind: *partizipative Forschung, emanzipatorische Forschung* und *partizipative Aktionsforschung*.

Unter *partizipativer Forschung* wird nicht eine bestimmte Methode verstanden, sondern eine

Forschungs*haltung*, der es darum geht, dass die erhobenen Daten auch Verbesserungen bewirken. Es sind also nicht die angewandten Methoden, die ein Forschungsprojekt automatisch in ein partizipatives verwandeln, sondern die besondere Herangehensweise. Diese zeichnet sich dadurch aus, dass die beforschten Personen selbst am Forschungsprozess beteiligt sind und diese Beteiligung sich über alle Bestandteile und Phasen der Forschung erstreckt. Dabei wird die Forschungsbeteiligung betont und nicht die Daten, die so generiert werden. *Emanzipatorische Forschung* betont hingegen den politisch-aktivistischen Charakter mehr als *partizipatorische Forschung* und gibt den untersuchten bzw. forschenden Gruppen noch mehr Kontrolle über den Forschungsprozess und die dafür notwendigen Ressourcen. *Partizipative Aktionsforschung* schließlich betont die Veränderungen, die direkt im und aus dem Forschungsprozess heraus entstehen sollen und sieht die Forschungshandlungen aus einer eher ergebnisorientierten Perspektive.

Die ROMBAS-Studie[2] ist ein aktuelles Beispiel für partizipative Forschung in Österreich und die erste partizipative Studie, die mit Roma und Sinti in Österreich durchgeführt wurde. Im Zuge dieser Studie wurden Interviews mit den Angehörigen der Volksgruppe zu ihrer Bildungsgeschichte und zur Bedeutung ihrer Volksgruppenzugehörigkeit durch-geführt. Ergänzt wurden diese durch Expert*innen-Interviews. Das Forschungsteam bestand – abgesehen von der Leitung – fast ausschließlich aus Roma und Sinti, die die Fragebögen gestalteten, „selbst Interviews führten, Transkriptionen und Übersetzungen vornahmen und/oder sich an Interview-Auswertungen beteiligten."[3] Die partizipativ Forschenden organisierten auch die Interviewpartner*innen und reflektierten laufend gemeinsam die Vorgehensweise.

In der bildungswissenschaftlichen Forschung sind die partizipativ Forschenden doppelt involviert, was Herausforderungen mit sich bringt: Sie sind nicht nur Mitglieder der Gruppe, die erforscht wird, sondern tragen auch ihre eigenen Bildungserfahrungen in eine Bildungsstudie. Nicht nur formelle, institutionalisierte Bildungserfahrungen spielen hier eine Rolle, sondern auch das Wissen und die Erfahrungen, die Menschen aus ihrem sozialen, kulturellen und familiären Umfeld mitbringen. Es kann angenommen werden, dass dieses Wissen und die Erfahrungen nicht nur explizit aktiviert, sondern auch implizit bei der Forschung relevant gesetzt werden.

Aus der Perspektive der partizipativ Forschenden wurde diese Betroffenheit bisher kaum evaluiert. Deswegen habe ich im Rahmen meiner Bachelorarbeit „Bildungserfahrungen und partizipative Forschung"[4] fünf der fünfzehn partizipativ Forschenden aus der ROMBAS – Gilda Horvath, Manuela Horvath, Manuel Weinrich, Tamara Weinrich und Thomas Weiss – interviewt und mich insbesondere mit ihren Erwartungen an (partizipative) Forschung auseinandergesetzt.

Nicht nur in Österreich ist Forschung für Roma und Sinti ein Thema, das mit viel Schmerz verbunden sein kann. Angesichts der Tatsache, dass zumeist komplett unseriöse Forschungsergebnisse schon im 19. Jahrhundert und vor allem im Zuge des NS-Regimes gegen Roma und Sinti verwendet wurden und zur Vernichtung vieler von ihnen in Konzentrationslagern geführt haben[5], ist dies mehr als nachvollziehbar.

„Es war ambivalent, meine eigene Volksgruppe, Angehörige meiner eigenen Volksgruppe zu befragen, da das Verhältnis zur Mehrheitsgesellschaft ebenso, sagen wir, getrübt ist. (...) dann war ein Gefühl des ..., ein unwohliges Gefühl dabei, ja." (Manuel Weinrich)

Diese unwohligen Gefühle waren ständige Begleiter im Forschungsprozess, was besondere Transparenz in der Zusammenarbeit sowohl zwischen Studienleitung und partizipativ Forschenden, als auch zwischen den Forschenden und Befragten erforderlich machte. Nach einem Moment, in dem im Forschungsteam das Gefühl aufkam, dass das Vertrauen der Forscher*innen von der Studienleitung missbraucht wurde, kam es zu einer großen Erschütterung und sofortigem Misstrauen in der Gruppe:

„Grad bei unserer Gruppe ist dieses Misstrauen so in uns verwachsen, dass du das kaum so gestalten kannst, als Leiter, dass nicht irgendwann sowas passiert und ein Misstrauen geäußert wird oder Angst entsteht." (Tamara Weinrich)

Aufgrund der angeschlagenen Beziehung zur Forschung ist der Anspruch, korrekt wissenschaftlich zu arbeiten, sich den Teilnehmer*innen gegenüber verantwortungsvoll zu

[1] Melanie Nind: What Is Inclusive Research? London: Bloomsbury 2014.

[2] Mikael Luciak (Hg.): ROMBAS-Studienbericht. Zur Bildungssituation von Roma und Sinti in Österreich. Wien: Initiative Minderheiten 2014.

[3] Luciak 2014, S. 46.

[4] Institut für Bildungswissenschaft, Universität Wien, 2015.

[5] Mikael Luciak/Emmerich Gärtner-Horvath (2013): Roma in Österreich. Erfahrungen von Bildungsungleichheit einst und heute. In: Sabine Hornberg/Christian Brüggemann (Hg.Innen): Die Bildungssituation von Roma in Europa. Münster: Waxmann Verlag 2013, S. 121-146.

Robert Gabris und Zaklina Radosavljevic; Foto: Sabine Schwaighofer

verhalten und die Ergebnisse und ihre Folgen kontrollieren zu können, besonders hoch.

„Mir war es halt wichtig, dass sich der Interviewpartner nicht irgendwie unter Druck gesetzt fühlt (…) und eben auch, dass … , bei der Verschriftlichung, aber vor allem auch bei der Auswertung, dass die Daten auch so wiedergegeben werden, wie sie der Interviewpartner gegeben hat.“ (Manuela Horvath)

Da das Misstrauen vorab gegeben war, bedurfte es eines großen Vertrauensvorschusses an das Forschungsprojekt von Seiten der Beforschten, aber auch der Forschenden selbst.

„Wir haben die ganze Zeit gespürt, wie sehr man uns vertraut. Wie sehr man sich darauf verlässt, dass das, was wir da machen, wir gut und richtig machen. Also das belastet, aber das motiviert auch.“ (Gilda Horvath)

Für einige der interviewten Forschenden stand der aktivistische Charakter der partizipativen Forschung im Vordergrund. So wurde das Forschungsprojekt als ein Teil der *„Welt des Aktivismus und des Engagements für meine Volksgruppe“* (Manuel Weinrich) bezeichnet. Durch die Forschung sollte nicht nur Wissen generiert, sondern es sollten auch konkrete Verbesserungen eingeleitet werden. In weiterer Folge sollte es jedenfalls möglich sein, dass *„Sinti und Roma irgendwann selber sich auf die Füße stellen und nicht alles in die Hand anderer Menschen geben, die nicht der Volksgruppe angehören.“* (Manuel Weinrich)

In der partizipativen Forschung sollte möglichst ohne hierarchisches Verhältnis zwischen partizipativ Forschenden und akademisch Forschenden gearbeitet werden. Beide bringen ihr eigenes Expert*innenwissen mit. Dass die partizipativ Forschenden Expert*innen für ihre Situation sind, wurde auch bei der Auswertung der ROMBAS ersichtlich, die zum Großteil von Studierenden, kontrolliert durch einen Teil des Forschungsteams, durchgeführt wurde. Diese konnten den Authentizitätsansprüchen nicht immer genügen.

„Aber als ich da ein paar Auswertungen gesehen hab, also manche Sachen sind einfach … nicht richtig interpretiert worden (…). Sie haben einfach das zusätzliche Wissen nicht gehabt.“ (Tamara Weinrich)

Die angestrebte Hierarchielosigkeit konnte in der ROMBAS auch sonst nicht vollständig umgesetzt werden. *„Vielleicht wäre es auch gut gewesen, wenn auch Roma selbst schon ein bissl mehr in diese Vorarbeiten eingebaut beziehungsweise in des Leiterteam aufgenommen werden.“* (Manuela Horvath) Das hat auch dazu geführt, dass sich die Forschenden teilweise eher als Datenlieferant*innen verstanden haben und nicht als mitbestimmende Forschende. *„Es wurde viel geredet und viel diskutiert, aber ich schätz mal vom Plan ist trotzdem nicht besonders abgewichen worden.“* (Tamara Weinrich)

Alle Befragten zeigten sich überzeugt davon, dass eine Forschung über Roma und Sinti ohne Beteiligung von Roma und Sinti zum Scheitern verurteilt ist. Dies wird auch im ROMBAS-Studienbericht sowie im Bericht der Stiftung „Erinnerung Verantwortung Zukunft“[6] betont. Partizipative Forschung ist damit ein wichtiger Aspekt in der Stärkung von Empowerment und Teilhabe marginalisierter Gruppen, wenn auch nicht die einzige Möglichkeit, dies zu erreichen, denn: *„als Modell kann mans immer nehmen. Aber es gibt viele andere Modelle auch.“* (Thomas Weiss)

[6] Stiftung „Erinnerung Verantwortung und Zukunft“ (Hrsg.) (2015): Gemeinsam für eine bessere Bildung. Empfehlungen zur gleichberechtigten Bildungsteilhabe von Sinti und Roma in Deutschland. In: http://tinyurl.com/pfdzsmx (Stand: 1.11.2015)

Lena Lisa Vogelmann hat die Bachelorstudien Bildungswissenschaft und Soziologie abgeschlossen und befindet sich im Masterstudium. Sie arbeitet beim Verein JUVIVO als Assistentin der pädagogischen Leitung und als Studienassistentin am Institut für Soziologie.

Lisa Bolyos und Markus Griesser

„Vielleicht gibt es die Mafia – wir jedenfalls sind sie nicht“

Ein Film über bettelnde Menschen in Tirol

Der Film „Betteln. Menschen. Rechte“ feierte am 10. November 2015 im Innsbrucker Leokino Premiere. Wird die Story auch vor Innsbrucker Kulisse verhandelt – ihr Beitrag zu einer Debatte übers Betteln kann weit über Landesgrenzen hinausreichen.

„Wenn sie geben wollen, dann können sie geben. Wenn nicht – Gott sei mit ihnen …“, meint Claudia an einer Stelle des Films „Betteln. Menschen. Rechte“. Damit antwortet sie implizit auf einen anonymen Kommentar, der sich in einer der Eröffnungssequenzen beklagt, dass man neuerdings sogar schon vor der Kirche von ihnen belästigt werde. Sie – das sind Menschen wie die im Film porträtierte Claudia, die ihren Lebensunterhalt mit Betteln auf den Straßen Tirols zu erwirtschaften versuchen.

Gar nicht gut findet das jene politisch-mediale Öffentlichkeit, die Österreich seit einigen Jahren in beängstigender Regelmäßigkeit mit moralischen Paniken über „Bettlerbanden“, „Bettelmafias“ und andere Pappkamerad*innen überzieht. In beinahe ebensolcher Regelmäßigkeit folgen der Debatte Verschärfungen auf gesetzlichem und Verordnungsweg. Im Fokus des Geschehens: sogenannte „Armutsmigrant*innen“, also notreisende Menschen aus den Ländern Ost- und Südosteuropas.

Tirol bildet da keine Ausnahme: Das 2013 novellierte Landespolizeigesetz erlaubt zwar Betteln in „stiller und passiver Form“. Zugleich bietet es jedoch einen großen Spielraum dafür, Betteln zu verbieten, wenn es etwa als „aggressiv“, „aufdringlich“ oder „gewerbsmäßig“ interpretiert werden kann. Seit einem Beschluss des Innsbrucker Gemeinderats vom März 2015 hat die Stadt am Verordnungsweg zusätzlich ein räumlich und zeitlich begrenztes Bettelverbot auf Gelegenheitsmärkten erlassen. Beim besinnlichen Glühwein-Gelage am Christkindl-Markt mit Armut belangt zu werden – das darf im heiligen Land nicht länger sein.

Zwei Aspekte sind charakteristisch für die Debatte übers Betteln: Die Bettelnden sprechen nicht selbst; und der Zusammenhang zwischen ihrer Armut und dem Reichtum der Städte, in denen sie arbeiten, wird nicht benannt. Der Film „Natasha“ (Regie: Ulli Gladik, 2008) war bisher einzigartig in seinem Zugang, bettelnde Menschen zu Wort kommen zu lassen. Hier setzt auch das von der **Initiative Minderheiten Tirol** initiierte Filmprojekt „Betteln. Menschen. Rechte“ (Regie: Monika K. Zanolin, 2015) an, indem es – wie es im Beipackzettel heißt – „jenen Menschen eine Stimme gibt, die so gut wie nie in der politisch-medialen Öffentlichkeit zu Wort kommen“.

Dabei macht der Film diese Menschen als integralen Bestandteil städtischer Ökonomien sichtbar – und als Menschen mit individuellen Geschichten: Sie haben Familien und Arbeitsbiografien, sind neu in der Stadt oder leben schon länger in Innsbruck, haben Gefängniserfahrung oder sind zum ersten Mal mit gesellschaftlichem Ausschluss konfrontiert. Und sie haben ganz verschiedene Strategien, mit dieser Erfahrung umzugehen. Sobald die Bettler*innen selbst zu Wort kommen, lässt sich auch viel leichter mit Mythen aufräumen. Etwa wenn eine der Interviewten unaufgeregt feststellt: „Vielleicht gibt es sie, die Mafia, ich weiß es nicht. Wir jedenfalls sind sie nicht.“

Mit „Betteln. Menschen. Rechte“ als Ausgangsbasis können eine Menge Fragen diskutiert werden: Wem gehört der öffentliche Raum? Gibt es ein Recht auf grenzüberschreitende Mobilität, und wenn ja, für wen gilt es? Wieso wird die identitätsstiftende Bedeutung von Erwerbsarbeit so selten infrage gestellt? Wie kommen Leute dazu, betteln zu müssen? Und wieso wird ihnen das so schwer gemacht?

Eins steht jedenfalls fest: Bei jenen, die kürzlich im Innsbrucker Gemeinderat für das Bettelverbot stimmten, kann es sich – wie der Erziehungswissenschaftler Bernhard Rathmayr es im Film formuliert – um „keine guten Christen“ handeln. Gott freilich möge trotzdem mit ihnen sein.

Filmstill

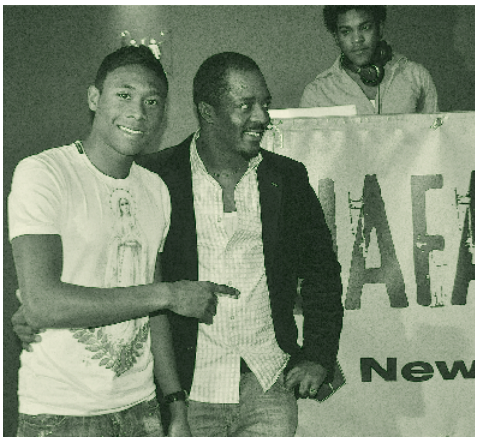
Der Film „Betteln. Menschen. Rechte“ (AT 2015, 21 Min.) steht in zwei Versionen (als mehrsprachige Originalversion mit Untertiteln und als Version mit Voice Over ohne Untertitel v. a. für den Schulunterricht) inklusive Begleitmaterial und Hintergrundinformationen frei zum Download zur Verfügung: www.minorities.at
Auf Anfrage werden auch Filmvorführungen, Diskussionen und Workshops in Schulen, Jugendzentren, Erwachsenenbildungseinrichtungen usw. angeboten.
Kontakt: im.tirol@minorities.at

Julia Wiegele

Begegnung auf „neutralem“ Terrain?

Selbstorganisationen von Migrant_innen im Sport

Im Rahmen eines Forschungsprojekts zum Thema „Selbstorganisationen von Migrant_innen im Sport“ im Auftrag des Österreichischen Sportministeriums ging die **Initiative Minderheiten** unter anderem der Frage nach, warum Migrant_innen eigene Sportvereine und Ligen gründen, statt die bereits vorhandenen Strukturen von österreichischen Vereinen zu nutzen.



FC Beşiktaş Wien; Foto: Vereinsarchiv | David Alaba mit Emmanuel Ekeigwe von NAFA; Foto: Vereinsarchiv

In ihrer 2010 erstellten Studie „Integration und soziale Inklusion im organisierten Sport“[1] stellen Christoph Witoszynskyj und Winfried Moser folgende Faktoren fest, welche Migrant_innen die Teilnahme am organisierten Sport erschweren: „Armutsgefährdung, prekäre Arbeitsverhältnisse, lange bzw. unregelmäßige Arbeitszeiten, lange Wegstrecken zu Sporteinrichtungen sowie eine häufig überdurchschnittlich hohe Kinderzahl. [...] Hinzu kommen kulturelle und sprachliche Barrieren“. (Witoszynkskyj/Moser, 2010, 6) Laut wissenschaftlichen Untersuchungen kann Sport zwar integrationsfördernd sein, die bloße Teilhabe von Migrant_innen reicht dafür jedoch nicht aus. (vgl. ebd., 21) Die Studienautoren heben die Rolle von selbstorganisierten Sport- und Kulturvereinen besonders hervor, da sie „eine wichtige Vermittlerrolle“ im Integrationsprozess einnehmen würden. (Ebd., 7)

Von Seiten politischer Entscheidungsträger_innen wird Sport gerne als geeignetes Vehikel für Integration betrachtet, da konkrete Maßnahmen in diesem Bereich relativ schnell umsetzbar sind. Idealvorstellung: Menschen begegnen sich auf „neutralem“ Terrain, haben Spaß an *Bewegung* und können somit gemeinsam etwas *bewegen*. Realiter setzen sich gesellschaftspolitische Probleme und Alltagsrassismus auch im Bereich des Sports fort.

Im Rahmen des Projektes wurden 14 Interviews mit Gesprächspartner_innen aus fünf migrantischen Communities (ex-jugoslawisch, türkisch, philippinisch, armenisch und afrikanisch) geführt. Frauen sind im organisierten Sport in der Minderheit, und ihre Partizipation variiert je nach Gemeinschaft. Flüchtlinge und Asylwerber_innen sind ebenfalls sportlich aktiv, jedoch sind viele der gerade entstehenden Initiativen meist (noch) nicht selbstorganisiert.

Die ersten Sportvereine von jugoslawischen Gastarbeiter_innen wurden 1970 gegründet, bis Ende der 1970er Jahre stieg ihre Zahl auf über 40 an. Bis zur Auflösung Jugoslawiens gab es eine „Jugo Fußball-Liga“ sowie eine „Jugo Kegel-Liga“. Die Zunahme der Vereine führte 1975 zur Gründung der Sport- und Kulturvereinigung jugoslawischer Arbeiter in Wien, um die bundesweiten Aktivitäten zu koordinieren. Viele Clubs hatten sozialistische Bezeichnungen wie „Jedinstvo“ (Gemeinschaft), „Bratstvo“ (Bruderschaft) oder „Sloga“ (Eintracht).

Der Dachverband jugoslawischer Vereine in Österreich veranstaltete 1980 die ersten „Arbeiter Sportspiele“ in Linz mit 1.800 Teilnehmer_innen aus verschiedenen Bundesländern. Wettbewerbe fanden in fünf Sportarten statt: Fußball, Leichtathletik,

Kegeln, Tischtennis und Schach. Gegenwärtig werden die „Arbeiter-Sportspiele“ vom Dachverband für Serbische Vereine veranstaltet.

Die türkische Community war immer schon im Fußball sehr aktiv. Über 15 Jahre lang bestand eine eigene Fußball-Liga. Dies bezeugt bis heute die Existenz mehrerer Vereine: „SKV Ankara 96“ wurde 1996 als „Fenerbahçe Wien“ gegründet, 1998 kam „Vienna Türkgücü SKV“ und 2010 der Verein „SV Salzburg Türkgücü“ dazu. Der jüngste Verein „FC Beşiktaş Wien“ wurde 2008 gegründet. Mittlerweile sind die Teams jedoch sehr gemischt, was die Nationalitäten betrifft. Neben dem Sport geht es den Vereinen auch darum, Kindern und Jugendlichen ein Freizeitangebot und eine Anlaufstelle zu bieten, in der soziales Miteinander gepflegt wird. Mädchen sind beim türkischen Volkstanz aktiv. Frauenfußballteams gibt es noch nicht. Die finanzielle Situation ist bei allen prekär, besonders das Aufbringen der Platzmiete ist eine Belastung, aber auch die Teilnahme an der Wiener Liga können sich nicht alle Vereine leisten (momentan nur Beşiktaş und SKV Ankara). Für den Aufbau des eigenen Nachwuchses fehlen die Ressourcen. Alle Vereine können nur durch das hohe Engagement der Funktionäre und Trainer bestehen.

Fußball ist auch die beliebteste Sportart in der afrikanischen Community. Zu nennen sind hier die Vereine „Schmetterlinge“ und „Grenzenlos“ sowie die „New African Football Academy“ (NAFA), die 2009 Meister in der Wiener Liga wurde. Von 2007 bis 2009 gab es in Wien auch eine afrikanische Fußball-Liga, in der einmal im Jahr über den Zeitraum von zwei Monaten jeweils am Wochenende gespielt wurde. Sie bestand aus 12 bis 14 Teams (Elfenbeinküste, Ghana, Togo, Kongo, Algerien, Tunesien u. a.), wurde aber wegen des Ausbleibens von Förderungen eingestellt. Auch bei der NAFA sind Spieler mit unterschiedlichen Nationalitäten vertreten (u. a. Syrier, Somalier und Moldawier), ebenso Asylwerber. Die vorhandenen Ressourcen reichen nicht für Ausrüstung, Platzmiete, Schiedsrichter und Ligateilnahme. Integration ist den Organisator_innen ein zentrales Anliegen. Gerne würden die Vereine häufigere Trainings sowie Deutschkurse anbieten und Frauenfußballteams aufstellen, aber es fehlt an Geld.

Innerhalb der philippinischen Community in Wien dominiert Volleyball bei den Frauen und Basketball bei den Männern, aber die Geschlechter sind in beiden Sportarten vertreten. Der Verein „PhiVa“ bietet auch Fußball für Kinder an. Im Vordergrund steht die sportliche Förderung der philippinischen Jugend, der Erhalt der eigenen Kultur und Sprache sowie der soziale Austausch zwischen Jung und Alt. Seit Juli 2014 gibt es die Volleyball-Liga Phiva (Philippine Volleyball Austria), 2016 wird eine Basketball Liga dazukommen. Den Verein „Filipino Basketball in Wien“ gibt es seit 2000, aktuell treten 15 Teams in Frauen-, Kids-, Junior- und Seniorenligen gegeneinander an. Phiva strebt eine zunehmende Professionalisierung an sowie die Veranstaltung von internationalen Wettbewerben zwecks Begegnung mit anderen Kulturen. Mit geringen finanziellen Möglichkeiten und hohem persönlichen Einsatz der Organisator_innen und Spieler_innen finden Wettkämpfe aktuell alle zwei Wochen am Samstag und Sonntag statt.

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass Migrant_innen im Sportbereich sehr viel Engagement und teilweise auch private Mittel in die Vereine einbringen. Die Vereine sind wichtiger Treffpunkt für den Austausch innerhalb der eigenen Community. Auch die Solidarität unter verschiedenen Gruppen von Migrant_innen wird durch den Sport angeregt. Sofern die notwendigen Ausgaben für den Betrieb abgedeckt sind, könnte der sportliche und persönliche Austausch zwischen Migrant_innen und Österreicher_innen ausgebaut werden.

Das Ansuchen um staatliche Förderungen stellt eine große Barriere dar, es mangelt an Information und teilweise an sprachlichen Kenntnissen. Eine Art Plattform zum Austausch zwischen österreichischen und migrantischen Vereinen, ob nun in Form von sportlichen Wettkämpfen oder auch in Form von gegenseitiger Unterstützung wie etwa durch Mentoring und/oder Beratung bezüglich administrativer Belange und Förderansuchen wäre daher empfehlenswert. Ein Vorzeigeprojekt dafür hat die Sportunion Tirol mit „Gemeinsam aktiv – Auf DU & DU im Sportverein“[2] bereits durchgeführt.

Am 30.11.2015 luden die Initiative Minderheiten und das Sportministerium zwecks Projektpräsentation zu einer Podiumsdiskussion ins Haus des Sports. Angela Wieser führte durch die Diskussion mit Yaşar Ersoy, Obmann des „FC Beşiktaş Wien“, Emmanuel Ekeigwe, Obmann der „New African Football Academy“, Grace Gonzales von „TFC Black Diggerz“ und „Vienna Avengers“ und Borko Ivanković, Dolmetscher und Berater für die Jugo-Liga. Für Ivanković stellt die aktuelle Situation eine Übergangsphase von der Segregation zur Inklusion der migrantischen Sportvereine dar. Alle Diskutant_innen stellen die sportliche Förderung von Jugendlichen ins Zentrum und äußern den Wunsch nach Austausch mit österreichischen Vereinen. Nach der Podiumsdiskussion fand die Verleihung des Sportintegrationspreises durch die Bundesminister Sebastian Kurz und Gerald Klug statt.

[1] Christoph Witoszynskj/Winfried Moser: Integration und soziale Inklusion im organisierten Sport. Endbericht. Wien: Eigenverlag 2010.

[2] http://www.sportunion-tirol.at/projekte/gemeinsam-aktiv-auf-dudu-im-sportverein/

Julia Wiegele ist Redakteurin bei Radio Stimme.

Erwin Riess

Kirchstetten an der Westautobahn, oder: Wer gedenkt wem?

Groll und der Dozent waren in der Zweitausendseelengemeinde Kirchstetten an der Westautobahn auf den Dorfstraßen unterwegs. Groll hatte seinen Wagen am Josef-Weinheber-Platz abgestellt, auf dem sich auch das Gemeindeamt befand. „Dass des Lyrikers Weinheber in Kirchstetten gedacht wird, habe ich gewusst", sagte Groll. „Dass sich aber nirgendwo ein Hinweis auf die Hitler-Verehrung Weinhebers findet, ist eine Schande." Immerhin wird die Marktgemeinde von der Autobahn auf das vortrefflichste in zwei Teile zerschnitten, dachte Groll ein paar hundert Meter weiter. Der Ortsteil auf der anderen Seite der Autobahn trug den Namen Hinterholz. Der Kabarettist Roland Düringer habe der Gegend mit dem Film „Hinterholz 8" ein Denkmal gesetzt, sagte Groll. „Besser ein halblustiger Düringer-Film denn Hitler-Lob in der Staatsoper, in welcher Weinheber zu seinem fünfzigsten Geburtstag im Jahr 1941 aus der Hand von Joseph Goebbels ‚als berühmtester Lyriker Deutschlands' gefeiert wurde."

Unterhalb eines Wäldchens stand ein grüngestrichenes Haus. Eine Tafel am Zaun zeigte das Antlitz eines älteren Mannes.

„Dies ist *mein* Dichterfürst von Kirchstetten, und außerhalb Österreichs teilt man meine Meinung", sagte Groll. „Wystan Hugh Auden, einer der größten angelsächsischen Lyriker, verbrachte von 1957 bis zu seinem Tod 1973 in Kirchstetten seine Sommer, oft besucht von seinem Freund und Schriftstellerkollegen Christopher Isherwood. Auden machte in London und im Oxford der zwanziger Jahre als Linker von sich reden, ging dann auf Seiten der Republikaner in den Spanischen Bürgerkrieg und galt jahrelang als Anwärter für den Literaturnobelpreis. Nicht zuletzt sein großes Poem „Das Zeitalter der Angst" *(The age of anxiety)*, das als erstes großes literarisches Werk den Holocaust thematisiert, führte ihn in den Parnass der englischsprachigen Lyrik, zu Yeats, Shelley und Dylan Thomas."

Er frage sich, wie der große Engländer mit den Weinheber-Jüngern zurechtgekommen sei, meinte der Dozent. „Die Sprachbarriere erwies sich als hilfreich", erwiderte Groll. Auden lebte nicht zurückgezogen, gern fuhr er mit seinem VW-Käfer in den Ort. Immer wieder tauchte er in einem der drei Wirtshäuser von Kirchstetten auf, trank große Mengen Wein – diese Vorliebe teilte er mit Weinheber – und aß Schinkenbrote. Wenn er den Eindruck hatte, an einen braunen Zeitgenossen geraten zu sein, vermochte er die Sprache seines Gegenübers partout nicht zu verstehen. Da er erst Mitte der fünfziger Jahre nach Kirchstetten kam, blieb ihm die Bekanntschaft mit Weinheber erspart, welcher sich zu Kriegsende, als die Rote Armee im Anmarsch war, eine tödliche Portion Morphium verpasst hatte."

Auf dem Rückweg hielt Groll plötzlich an.

„Kirchstetten ist an Gedenkstätten nicht arm. Dennoch fehlt eine wichtige."

„Ich höre."

„Bis in die dreißiger Jahre lebte in Kirchstetten eine Gruppe von Lovara-Roma. Schon im sogenannten Ständestaat wurden die Lovara von den Austrofaschisten penibel erfasst und registriert. Die Nazis bedankten sich für die Vorarbeit und verschleppten die Kirchstettner Lovara ins burgenländische Lager Lackenbach und in die Konzentrationslager. Nur sehr wenige überlebten den von Weinheber besungenen NS-Staat. Seit Jahren versucht nun eine in Wien lebende Angehörige von Überlebenden, die Malerin und Objektkünstlerin Marika Schmiedt, das Andenken an ihre Vorfahren öffentlich zu machen. In Linz wurde sie dabei in skandalöser Weise vom Magistrat und von einer ungarischen Orbán-Parteigängerin vernadert und behindert, einzelne Arbeiten von Schmiedt wurden auch zerstört. Nunmehr wollte die Künstlerin im Herbst 2015 in Kirchstetten eine für sieben Tage anberaumte Gedenkausstellung, bestehend aus einem Dreieckständer und einigen bedruckten Planen, im Ortskern zeigen. In ihrem Schreiben an den Bürgermeister führt sie unter anderem aus" – Groll kramte einige Blätter aus dem Rollstuhlnetz hervor – „ich zitiere: *‚Die in Kirchstetten wohnhaften Roma und Sinti wurden im August 1943 nach Auschwitz deportiert. Im Akt ersichtlich ist auch die enge Zusammenarbeit zwischen der Lokalbehörde in Kirchstetten, der Bezirkshauptmannschaft St. Pölten, den Gemeinden Neulengbach und … dem Polizeiapparat. Die Unterlagen dokumentieren überdies, dass die Dienststellen in Kirchstetten über den Verbleib der Kirchstettner Lovara Bescheid wussten. Dafür sprechen die in den 1940er Jahren hinzugefügten Ergänzungen wie Randbemerkungen zum Transport ins Konzentrationslager, Korrespondenzen mit der KZ-Kommandantur Buchenwald, Einträge zu Verwandtschaftsverhältnissen oder Vermerke zum Tod im Lager. Die Aufarbeitung der besonderen Rolle, die Kirchstetten bei der Umsetzung des Nationalsozialismus spielte, und die maßgebliche Beteiligung am Roma-Holocaust werden in der offiziellen Selbstdarstellung der ‚Dichtergemeinde' mit keinem Wort erwähnt.'"*

„Bravo! Ein guter Brief", rief der Dozent. „Wie hat der Bürgermeister reagiert?"

Groll reichte seinem Freund die Blätter, der las mit vor Erregung zitternder Stimme:

„‚Sehr geehrte Frau Schmiedt! … Es wird leider nicht möglich sein, diese Kunstinstallation so zu verwirklichen. … Ich habe meine Gedanken und Bedenken im beigefügten Brief an Sie zu Papier gebracht und bitte Sie, diese zur Kenntnis

zu nehmen. … Mit freundlichen Grüßen aus dem schönen Kirchstetten, Bürgermeister Horsak.'" Der Dozent überflog den Text und hielt dann inne. „Hier! In dem Brief wird der Bürgermeister deutlicher, die Anrede fällt nicht mehr höflich aus: *‚Werte Frau Schmiedt! Ich darf dieser schönen, lebenswerten Marktgemeinde seit 2010 als Bürgermeister vorstehen, möchte mich aber strikt gegen die Titulierung „dunkles Kapitel der Ortsgeschichte", oder „die besondere Rolle, die Kirchstetten bei der Umsetzung des Nationalsozialismus sowie der maßgeblichen Beteiligung am Holocaust der Roma spielte", verwahren.*

Fast jede Stadt, Gemeinde oder Ortschaft in fast ganz Europa war Ort solcher Gräueltaten und es waren viel zu viele daran beteiligt. Aber jetzt unser Kirchstetten als besonderes Beispiel herauszupicken und quasi nach 70 Jahren neuerlich an den Pranger zu stellen, dagegen verwahre ich mich als Gemeindeoberhaupt vehement. Wir sind eine Dichtergemeinde und sind stolz darauf, Heimat für Kultur in all ihren Facetten und in ihrem breiten Spektrum zu sein. Josef Weinheber, als weltweit anerkannter Lyriker und Poet, gehört da genauso dazu wie W. H. Auden, der Maler Karl Mayerhofer, unser Kirchenchor, die Trachtenmusikkapelle, unsere Mundartdichterin Rosa Dorn.'"

Der Brief könnte aus dem Skript zu einem Düringer-Film stammen, feixte Groll.

Der Dozent setzte fort: „Auf ein Antwortschreiben der Künstlerin findet der Bürgermeister folgende Worte: *‚… Es sind nun aber doch schon 70 Jahre seit diesen grauenvollen Jahren vergangen und in Kirchstetten besteht die hier lebende Bevölkerung zu mehr als 95 Prozent aus Folgegenerationen. Man soll zwar nie vergessen und schon gar nicht völlig verdrängen, aber die heutigen Generationen sind sehr wohl der Ansicht, dass die Vergangenheit ruhen soll, da sie ja auch keinerlei Schuld an diesen unwürdigen Geschehnissen haben. Allgemeiner Tenor: Erinnerung ja, aber es muss auch einmal Schluss sein mit Aufarbeitung und Auseinandersetzung. Bürgermeister Paul Horsak.'"*

„Ich verstehe nun, wieso Josef Weinheber, dem die Verkörperung des ‚gemütlichen Österreichers' nachgesagt wurde – sozusagen als Vorläufer des ‚Herrn Karl' – sich in diesem schönen Kirchstetten so wohl fühlte", sagte Groll und beschleunigte den Rollstuhl. Am Gemeindeamt stoppte er und erklärte, vor dem Eingang ein Plakat anbringen zu wollen. „Es sollte zehn Meter lang sein und die erste Strophe von Wystan Hugh Audens *Funeral Blues* enthalten:

Stop all the clocks, cut off the telephone,
Prevent the dog from barking with a juicy bone,
Silence the pianos and with muffled drum
Bring out the coffin, let the mourners come."

Als sie im Wagen aus der Gemeinde rollten, schlug Groll den Besuch eines Cafés in Tulln vor. Zum Espresso würden dort vorzügliche Schinkenbrote serviert. Der Dozent hatte keinen Einwand.

ENTGELTLICHE EINSCHALTUNG

Petra Permesser

Vom jüdischen Palais zur Arbeiterkammer

Anleitung zur (Neu-)Entdeckung Wiens

Was haben das WIFI am Währinger Gürtel, das Gebäude der Arbeiterkammer in Wien-Wieden und der Julius-Tandler-Platz im 9. Wiener Gemeindebezirk gemeinsam? Sie sind drei von 62 Reisezielen im kürzlich erschienenen Buch „Im Schatten der Ringstraße“.

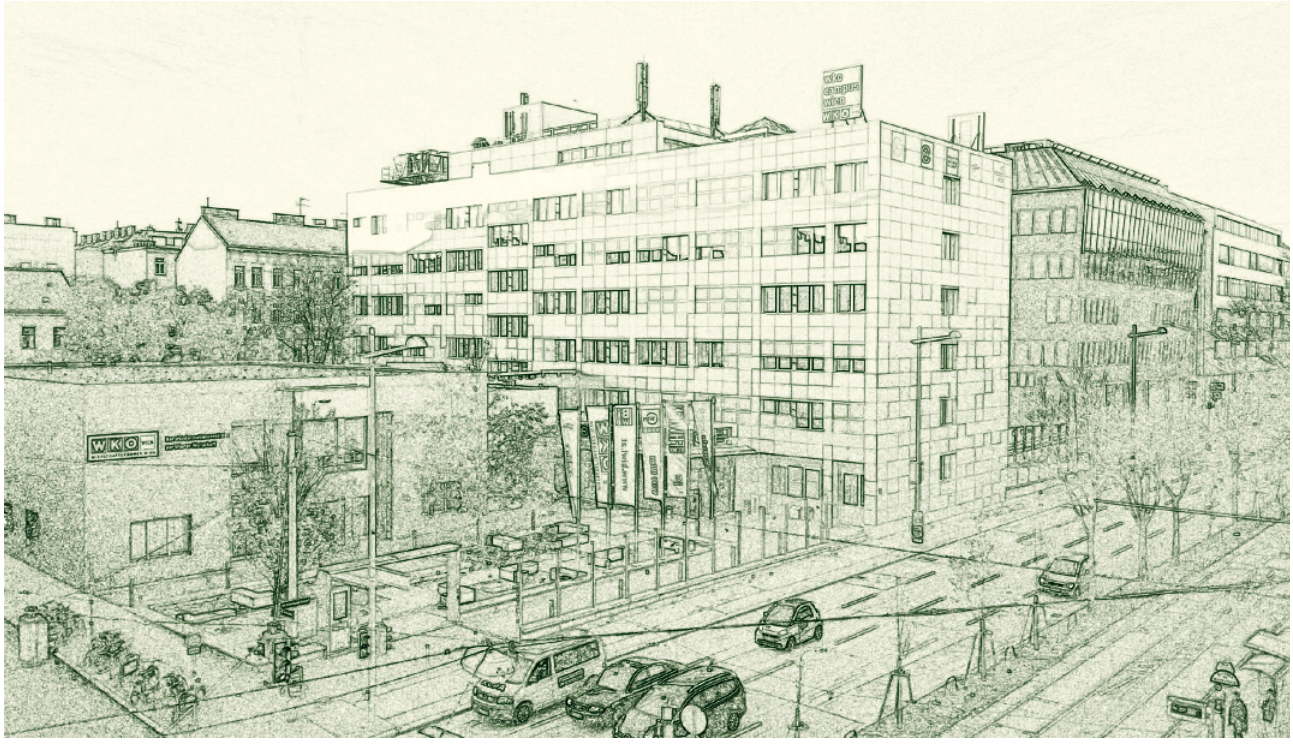


Foto: Petra Permesser

Wer bei der Station Währinger Straße/Volksoper in die U6 einsteigt, kann das WIFI am Währinger Gürtel nicht übersehen. Die kleine Gedenktafel, die an die bewegte Geschichte dieses Ortes erinnert, übersieht man allerdings sehr leicht. Im Buch „Im Schatten der Ringstraße. Reiseführer durch die braune Topographie von Wien“ beschreibt Eva Maria Bachinger die Geschichte des Rothschild-Spitals, des modernsten Krankenhauses seiner Zeit, in dem renommierte Ärzte wie Otto Zuckerkandl und Viktor Frankl arbeiteten. Das Krankenhaus war auch nach dem sogenannten Anschluss an Nazideutschland noch offen: „Es wurde zum einzigen Ort, wo sich Juden bei Krankheiten oder nach Unfällen behandeln lassen konnten. 1943 wurde das Spital schließlich enteignet und von den Nazis als Lazarett genutzt.“ Eine Wiedereröffnung nach dem Krieg scheiterte am Geldmangel und wurde von öffentlichen Stellen nicht unterstützt. Zur weiteren Geschichte schreibt Bachinger: „Nach dem Krieg waren dort Tausende Menschen („Displaced Persons“) untergebracht, die die Konzentrationslager überlebt hatten und auswandern wollten. Auch während des Aufstands in Ungarn gegen den Stalinismus (1956) bot man hier Flüchtlingen ein Dach über dem Kopf. 1960 wurden die Spitalsgebäude verkauft, abgerissen und an ihrer Stelle das WIFI errichtet.“

Unbekanntes an bekannten Orten entdecken

„Im Schatten der Ringstraße“ ist der dritte Band der „Im Schatten“-Reihe und widmet sich nach Oberösterreich und Salzburg diesmal Wien. Aufgebaut als Reiseführer führt das Buch in 62 Kapiteln und Reisezielen durch Wien. Die Schauplätze der ersten 28 Kapitel liegen in der Inneren Stadt, der Rest außerhalb. Dabei werden Klassiker wie die Hofburg, der Heldenplatz, die Universität Wien oder die Flaktürme ebenso besucht wie weniger bekannte Orte. Ob die Urban Legend stimmt, dass in den Räumen der Donau-Bar (1070, Karl-Schweighofer-Gasse 10) früher eine Synagoge war, beantwortet Bachinger im Kapitel 35. Das Kapitel davor führt zu einer

[1] Das Buch ist im Frühjahr 2015 erschienen. Zu diesem Zeitpunkt war die Stadt Wien Besitzerin des Flakturms. Mittlerweile ist der Flakturm im Esterhazypark im Besitz des Haus des Meeres.

Literatur:
Eva Maria Bachinger/Gerald Lehner: Im Schatten der Ringstraße. Reiseführer durch die braune Topographie von Wien. Wien: Czernin Verlag 2015.

Gedenktafel für ermordete Tschech_innen und Slowak_innen in den 10. Wiener Gemeindebezirk (Leibnizgasse 10) und erzählt die Geschichte von Toni Bruha und anderen Widerstandskämpfer_innen aus diesen Volksgruppen gegen den Nationalsozialismus.

Das Buch richtet sich nach Eigendefinition an Tourist_innen und in Wien Lebende. Zweitere könnten bei einem Blick auf die Landkarten mit den 62 Zielen vermuten, dass es in diesem Buch wenig Neues zu entdecken gibt. Aber weit gefehlt! Schon im ersten Kapitel (Reiseziel Stephansdom) wird ausführlich über die Widerstandsgruppe 05 berichtet, deren Kürzel an der Mauer des Stephansdoms zum Gedenken eingraviert wurde. Andere Beispiele für wenig bekannte Geschichten sind die Adressen Prinz-Eugen-Straße 20-22 und Theresianumgasse 16-18. Beide Adressen werden heute von der Arbeiterkammer Wien genutzt und waren vor 1938 Wohnpalais – nämlich von Albert Rothschild und Nathaniel Rothschild. Das Palais von Nathaniel Rothschild in der Theresianumgasse wurde während des Zweiten Weltkriegs schwer beschädigt und danach abgerissen. Albert Rothschilds Palais war ein Prachtbau an der Prinz-Eugen-Straße, der den Krieg nahezu unbeschädigt als „Zentralstelle für jüdische Auswanderung" unter der Leitung Adolf Eichmanns überstand. Eine Gedenktafel im Eingangsbereich der AK-Wien erinnert heute daran.

Zeitgeschichtlicher Fokus auf das gesamte letzte Jahrhundert

Das Buch erinnert nicht nur an die Zeit von 1938 bis 1945, sondern beleuchtet auch postnazistische Vertuschungen im Nachkriegsösterreich und untersucht Ideologien wie Antisemitismus oder Eugenik, die bereits vor 1938 Teil der österreichischen Gesellschaft waren. Besonders deutlich wird dies in den Kapiteln 41 (Otto-Wagner-Spital) und 49 (Julius-Tandler-Familienzentrum). Gerald Lehner hält nach einem Zitat Tandlers, in dem er 1924 aus ökonomischen Gründen Eugenik befürwortet hatte, kritisch fest: „Der Arbeitersohn Tandler, der seit 1910 in Wien Universitätsprofessor für Anatomie war, lag damit im Trend. Tandler wird bis heute von der Wiener SPÖ als einer ihrer Gründerväter und Pionier der Sozialpolitik verehrt. [...] und eine Ausstellung der Partei im Karl-Marx-Hof birgt noch immer reine Lobhudelei. Verwiesen wird auf seine Verdienste: Kindergärten, Schulzahlkliniken, Mutterberatungsstellen, Waisenhäuser habe er geschaffen. Außerdem habe er den Arbeitersport stark gefördert. Dass Tandler laut Historikern auch Zwangssterilisationen von Behinderten propagierte, wird nicht erwähnt."

Leser_innen finden in dem Buch nicht nur die Beschreibungen der Reiseziele, sondern auch eine Vielzahl an Hintergrundinformationen und Personenporträts. Und wer gern weiterschmökern will, nutzt das umfangreiche Personenverzeichnis am Ende des Buches oder die Literatur- und Webtipps am Ende jedes Kapitels. Getrübt wird dieses umfassende Lesevergnügen allerdings dann, wenn die lesende Wienerin auf offensichtliche Fehler stößt, wie z. B. folgenden im Kapitel 38 zu den Flaktürmen: „Der Leitturm im Esterhazypark gehört der Stadt Wien und beherbergt heute ein Foltermuseum und eine Jugendherberge. Dazu kommt seit 1958 das Haus des Meeres, ein Naturkundemuseum." Übernachten können Jugendliche allerdings seit über 50 Jahren nicht mehr in einer Herberge im Esterhazypark. Die unterirdische Jugendherberge befand sich in den 1950er und 1960er Jahren im Luftschutzbunker, in dem heute das Foltermuseum beheimatet ist. Dabei handelt es sich natürlich um ein kleines Detail in einem Buch mit vielen Informationen. Falls noch jemand einen Fehler entdeckt, kann er bzw. sie das direkt an die Autor_innen melden, die diesen für die zweite Auflage ausbessern werden.

Übrigens: nicht nur an der U6 gibt es ein großes Bauwerk, dessen Geschichte während des Nationalsozialismus vielen unbekannt ist. Wer mit der U2 am Ernst-Happel-Stadion vorbeifährt, denkt hier wohl eher an die EURO 2008 oder andere Fußballspiele, und nicht daran, dass sich 1939 unter den Tribünen im Sektor B ein Konzentrationslager für über 1000 jüdische Gefangene befand. Auch die Gedenktafel, die daran erinnert, ist nahezu unbekannt. Sie wurde übrigens 2003 enthüllt und ist damit ganze sieben Jahre älter als jene im WIFI Wien.

Die Sendung „Das braun-blaue Wien" wurde am 15. September 2015 bei Radio Orange 94,0 ausgestrahlt und ist im Sendungsarchiv unter www.radiostimme.at abrufbar.

Petra Permesser ist Redakteurin bei Radio-Stimme.

Wenn du träumst, träumst du dich als widerständiges Subjekt?
(Gustav: Soldatin oder Veteran)

RADIO STIMME
DIE SENDUNG FÜR KOPFHÖRER_INNEN
SUCHT NEUE REDAKTEUR_INNEN.

INFOABENDE:
am 15. und 22. Januar 2015.
NEUGIERIG?
Mehr Infos auf www.radiostimme.at.
Anmeldung unter radio.stimme@initiative.minderheiten.at

WIR SIND DAS BAU VOLK
DER KOMMENDEN WELT
OSKAR GROSSMANN
LEO GABLER
ERWIN PUSCHMANN
WILLY FRANK
HERMANN KÜHLER
ALFRED KLAHR
ANTON REISINGER
SEPP TOIFL
FRANZ SCHUSTER
FRANZ SEBEK
FERDL STRASSER
HEDY URACH
DIE HEIDEN DES ZENTRALKOMITEES
GEFALLEN FÜR DIE FREIHEIT
1938 OESTERREICHS 1945
ATiGF

Vida Bakondy

Auf zum gemeinsamen Kampf!

Wien, Wielandgasse 2–4, ehemaliger Sitzungssaal des Zentralkomitees der Kommunistischen Partei Österreichs (KPÖ). Seit Beginn der 1990er Jahre dient der Saal als Veranstaltungsraum der migrantischen Selbstorganisation ATIGF (Föderation der Arbeiter und Jugendlichen aus der Türkei). Zwei Bilder an einer in gelb und orange gestrichenen Wand wecken mein Interesse. Da ist zum einen das direkt auf die Wand gemalte Emblem der ATIGF: Es zeigt einen Mann und eine Frau in kämpferischer Pose. Typische Symbole der Arbeiterklasse wie der Hammer, das Zahnrad oder der Arbeitsanzug verweisen auf eine der Zielsetzungen von ATIGF, den Klassenkampf. Der Verein wurde 1986 von linken politischen Aktivist_innen aus der Türkei gegründet. Einige seiner Mitglieder waren in den 1970er und 1980er Jahren vor der politischen Verfolgung in der Türkei nach Österreich geflüchtet. Bis heute stehen der Kampf für Demokratie und Minderheitenrechte in der Türkei wie auch der Kampf gegen Rassismus und die Beseitigung diskriminierender Strukturen in Österreich, etwa im Bereich der Fremdengesetzgebung, im Mittelpunkt der Vereinsaktivitäten.

Rechts neben dem ATIGF-Emblem an der selben Wand des Vereinslokals hängt eine vermutlich aus Gusseisen gefertigte Tafel, die allein schon ob ihrer materiellen Wuchtigkeit hervorsticht. Die Materialität der Tafel verweist jedenfalls darauf, dass diese für die Ewigkeit gebaut wurde, um an den antifaschistischen Kampf der KPÖ gegen das NS-Regime in den Jahren 1938 bis 1945 zu erinnern, und an jene Mitglieder des Zentralkomitees, die im Widerstand gefallen sind. Sie enthält aber auch einen Appell und ein Versprechen an die Zukunft: „Wir sind das Bauvolk der kommenden Welt“. Die Tafel dürfte im Verlauf des ersten Nachkriegsjahrzehnts angefertigt worden sein und war jahrelang im Eingangsbereich der Liegenschaft in der Wielandgasse 2-4 angebracht.

Auf dieser Bilderwand kulminiert eine Vielzahl an Geschichten von (bewaffnetem) Widerstand gegen Unterdrückung, von Krieg und Flucht an verschiedenen Orten und zu unterschiedlichen historischen Zeitpunkten. Was die beiden Bilder zunächst eint, ist eine gemeinsame Pathosformel: der Glaube an die kämpferische Solidarität der Proletarisierten dieser Welt als Verheißung einer klassenlosen Gesellschaft. Das Nebeneinander dieser beiden Bilder bringt aber nicht nur ideologische Gemeinsamkeiten zum Ausdruck, sondern wirft darüber hinaus auch Fragen zu historischen und aktuellen Schauplätzen antifaschistischen Gedenkens und antifaschistischen Kampfes sowie zu deren Akteur_innen auf. Denn die Bilderwand suggeriert, dass der gegenwärtige Kampf der ATIGF das politische Erbe des kommunistischen Widerstandes in Österreich weiterträgt.

Aber nicht nur die Bilder an der Wand eröffnen multiple historische Erzählungen, sondern auch der Ort ihrer Repräsentation, das *Ernst Kirchweger Haus* (EKH) in Wien Favoriten. Am 23. Juni 1990 besetzten autonome, linke und antifaschistische Aktivist_innen, unter ihnen auch Mitglieder der ATIGF, das ehemalige Gebäude des tschechischen Schulvereins *Komenský* in der Wielandgasse 2-4, das nach 1945 in den Besitz der KPÖ übergegangen war. Das neu gegründete autonome Zentrum wurde in Erinnerung an den 1965 verstorbenen Kommunisten und Antifaschisten Ernst Kirchweger benannt.[1] Von Anfang an ein Zentrum linker autonomer Politik und Kultur, stellte das EKH auch einen Ort dar, an dem Geflüchtete aus vielerlei Ländern zeitweilig Zuflucht fanden. So beherbergte die NGO *Flughafen-Sozialdienst* bis 2004/2005 Flüchtlinge im 2. Stock des Hauses, das *Romano Centro* organisierte hier Unterkünfte für Roma, die in den 1990er Jahren vor dem Bürgerkrieg in Jugoslawien geflüchtet waren.[2]

Nachdem die KPÖ das EKH im Jahr 2004 trotz massiven Widerstandes an den in rechtsextremen Kreisen verkehrenden Immobilienmakler Christian Machowetz verkauft hatte, wurde die Tafel auf Initiative von Paul Vodicka (Jg. 1928), einem ehemaligen kommunistischen Widerstandskämpfer aus Wien Ottakring, aus Angst vor der Zerstörung durch die neuen Besitzer abmontiert.[3] Vodicka bewahrte die Tafel zunächst jahrelang in seiner Garage auf, begleitet von Überlegungen, welche gegenwärtige politische Bewegung sich als würdig erweisen würde, das antifaschistische Erbe der KPÖ weiterzutragen.[4] Vor ein paar Jahren übergab er sie schließlich gemeinsam mit seinen Genoss_innen in einem feierlichen Akt der ATIGF.

Der in der Arbeiterbewegung angelegte, aber vielfach vernachlässigte Internationalismus lebt in der Nachbarschaft der beiden Bilder und der Geschichte ihres Zusammentretens fort.

[1] Kirchweger war 1965 in Wien im Zuge einer Demonstration gegen den Nationalsozialisten und antisemitischen Universitätsprofessor Taras Borodajkewycz von einem rechtsextremen Gegendemonstranten so schwer verletzt worden, dass er an den Folgen verstarb.

[2] Tina Leisch/Chris Thaler: Schule der Subversion. Eine kurze Geschichte des EKH. In: Martina Nußbaumer/Werner Michael Schwarz (Hg.): Besetzt! Kampf um Freiräume seit den 70ern, Wien: Czernin Verlag 2012 (=Katalog zur gleichnamigen Ausstellung im Wien Museum Karlsplatz, 12.04.2012-12.08.2012), 212.

[3] Nach massiven öffentlichen Protesten gegen den Verkauf wurde das EKH von der stadtnahen Firma PORR gekauft. In der Folge wurden über den Fonds Soziales Wien mit den Bewohner_innen Nutzungsverträge abgeschlossen.

[4] Interview mit Paul Vodicka am 02.06.2015.

Gespräche über Rassismus.
Perspektiven und Widerstände.
Von: Zülfukâr Çetin und Savaş Taş (Hg.).
Berlin: Verlag Yılmaz-Günay 2015.
224 Seiten, EUR 15,-
ISBN 978-3-9817227-1-0

Rassismus – Formen und Verknüpfungen

Die deutschsprachige – wissenschaftliche wie gesellschaftliche – Debatte hat im Feld des Rassismus massive Nacharbeiten zu leisten. Allerdings nicht, weil es nicht genug Expertise geben würde, sondern weil Augen und Ohren für die Virulenz des Rassismus allgegenwärtig verschlossen werden. **Kübra Gümüşay** führt dies mit ihrer Twitterkampagne **#Schauhin** immer wieder vor Augen.

Trotz des NSU-Terrors, der PEGIDA-Demos oder der Vererbungsphantasien eines Thilo Sarrazin wird eine Debatte über die Wirkmächtigkeit des Rassismus bis heute verhindert. Das Nicht-Benennen rassistischer Kontinuitäten, emotionsloses Trauern um sogenannte „Einzelfälle" von Hassverbrechen, die Verharmlosung rassistischer Hetze und die Verunsichtbarung gesellschaftlicher Prozesse durch Migration werden von Aktivist*innen und Intellektuellen wie Elsa Fernandez, Deniz Utlu oder Vassilis Tsianos bereits seit Jahren kritisiert.

Zülfukar Çetin und Savaş Taş haben sie und 15 weitere antirassistische Aktivist*innen, aus den Feldern von Akademie, Kunst, Institutionen und Politik im Band „Gespräche über Rassismus. Perspektiven und Widerstände" versammelt. Die Begegnung im Gespräch ist nicht nur ausschlaggebend für die Zugänglichkeit der Texte, sondern verdeutlicht durch die kritischen Nachfragen der Interviewer*innen, dass es sich um dynamische Positionierungen zu gesellschaftlichen Prozessen handelt. Wer hier zu Wort kommt, kennt Rassismus nicht nur aus eigenen und kollektiven Erfahrungen, sondern genauso aus antirassistischen Kämpfen. Es sind Zeugnisse der Kämpfe der Migration, des Durchbrechens von *Silencing* und Fremdbestimmung sowie der mannigfaltigen Auseinandersetzungen mit stets in Bewegung befindlichen rassistischen Diskursen, Figuren und Praktiken.

Beiträge wie jener von Iman Attia zum antimuslimischen Rassismus, der von Yasemin Shooman zur „Deutschenfeindlichkeit" oder der von Nivedita Prasad zum Frauenrechtsdiskurs lassen eine mehrstimmige Kritik gesellschaftlicher Machtverhältnisse entstehen, die verdeutlicht, dass es den Rassismus oder das Machtverhältnis nicht gibt, sondern verschiedenste rassistische Konstellationen, Formationen und Verhältnisse, die sich immer wieder mit anderen Praktiken der Unterdrückung verbinden. Deren konstantes Re-Thematisieren ist das gemeinsame Anliegen aller Beteiligten, womit auch florierende Begriffe der Antidiskriminierungspraxis wie „Willkommenskultur" oder „Diversity" durch María Do Mar Castro Varela oder Maischa Eggers eine fundierte Kritik erfahren.

Isidora Randjelovic' Auseinandersetzung mit dem Begriff des „Antiziganismus" bringt selbst jene, die sich in antirassistischer *Awareness* wähnen, zum Zweifeln. Halil Can und Ayşe Güleç führen in zwei abschließenden Essays nicht nur in Repräsentationskritik ein, sondern zeigen ganz plastisch die Fortsetzung rassistisch begründeter Hegemonien. Es beeindruckt, wie viel Erkenntnis über die eigene Gesellschaft in den 200 Buchseiten liegt. Nach der Lektüre kommt man nicht umhin, den gewonnenen Perspektivverschiebungen Ausdruck zu verleihen, indem man mit anderen das Gespräch über Rassismus sucht. Dank diesem Buch fällt der Schritt dazu leichter.

Lee Hielscher

Solidarität als Übersetzung.
Überlegungen zum Refugee Protest Camp Vienna.
Von: Monika Mokre. Hg. von Andrea Hummer.
transversal texts 2015.
242 Seiten, EUR 15,-
ISBN: 978-3-903046-03-0
Auch als gratis EPUB- und pdf-Download erhältlich.

Lost in Translation

Übersetzungen spielen für Flüchtlinge eine zentrale Rolle. Von ihnen ist im hohen Maße abhängig, ob den Darstellungen von AsylwerberInnen im Rahmen ihres Asylverfahrens geglaubt wird. Folgerichtig war die erste Forderung im Forderungskatalog der protestierenden Refugees im Wiener Votivpark 2012 die nach neuen DolmetscherInnen.

Die Refugees vertrauten den in den Asylverfahren bisher tätigen DolmetscherInnen nicht, eklatante Missstände waren bekannt, Fehlentscheidungen die Folge. Aber selbst unter günstigen Bedingungen und mit ehrlichem Engagement ist Übersetzungsarbeit eine schwierige Herausforderung, von der zudem nur schwer gesagt werden kann, ob sie schließlich tatsächlich gelungen ist. Monika Mokre übernimmt dieses Bild der Übersetzung in ihre Analyse der Refugee-Protestbewegung. Sie sieht den gemeinsamen Protest der Refugees und ihrer UnterstützerInnen als das Ergebnis einer ganzen Reihe von Übersetzungen: „Der Übersetzung des Begehrens der Refugees in hegemoniale Diskurse", der Übersetzung von „Lebensgeschichten in Gesetzesparagraphen" und von „individuellen Schicksalen in ein politisches Programm". Oder anders ausgedrückt: der Übersetzung von abstrakter Solidarität in konkretes Handeln im Hier und Jetzt.

Mit großer Offenheit analysiert Monika Mokre die Herausforderungen, denen sich die Protestierenden und ihre UnterstützerInnen gegenübersahen. Der Blick zurück ist ein äußerst kritischer. Die Kritik kommt dabei aber nicht aus der Distanz, sondern aus der Position der eigenen Involviertheit, von einer Unterstützerin, die sich damals wie heute der Protestbewegung uneingeschränkt zugehörig fühlt.

Der Band kann dabei freilich keine fertigen Lösungen anbieten. Aber er liefert wichtige Einblicke und eine subjektive Einschätzung sehr grundlegender Fragen mit ganz konkreten Implikationen im täglichen Tun: Wie kann Solidarität, wie können Freundschaft und Liebe unter „Ungleichen" mit radikal unterschiedlichen Lebenserfahrungen, unter radikal ungleichen Lebensbedingungen funktionieren? Wie mit divergierenden politischen Positionen und Vorstellungen über Religion und Geschlecht in der Bewegung umgehen? Wie Abhängigkeiten, Paternalismus und die Reproduktion rassistischer Verhältnisse verhindern? Und wie kann es gelingen, dass neben der individuellen Hilfe – im Asylverfahren, bei der Suche nach Wohnraum, bei der Bewältigung von Schulden, etc. – noch genügend Zeit und Energie für den dringend notwendigen politischen Kampf bleiben?

Alle diese Fragen werden ähnliche Bewegungen auch in Zukunft beschäftigen. Ein kritischer Blick zurück auf das Refugee Protest Camp Vienna, seine Übersetzungsarbeit, seine Erfolge und sein Scheitern scheint daher gerade jetzt, unter den aktuellen nochmals „verschärften Bedingungen" umso wichtiger, um entsprechende Lehren für zukünftige solidarische Protestbewegungen ziehen zu können.

Gerd Valchars

Gegenüberstellung als Selbstbefragung

Conzepte ist ein textuelles Kunstprojekt, das gesellschaftskritische Arbeiten in experimenteller Form präsentierte. Zu lesen/sehen waren die Ergebnisse 2011 bis 2014 in **Der Standard, Der Freitag, Springerin, Malmoe** und **Missy Magazine.** Nun ist **Conzepte** als Buch erschienen.

Zeitungen sind behäbige Geschöpfe. Das Modell (Tages-) Zeitung mag nicht mehr der gegenwärtigen Geschwindigkeitsentschränkung entsprechen, mit der Information in den globalen Content-Verkehr eingeschleust wird. Doch könnte ihr Vermögen im Aufbau eines Ersatzhorizonts liegen, der all jene Räume (wieder-)eröffnet, die anderswo hinter der Dynamisierung und Entwirklichung zurückbleiben. Wesentliches Element davon wäre eine Lektüre, die sich stärker über eine ihrer Funktionalität entkoppelte Zeit definiert und damit über Herangehensweisen, die weniger das Ereignis in den Mittelpunkt rücken als seine Verflechtungen mit anderen Themengebieten, Zeit- und Geschichtsschichten. Auf traditionelle Formen des Journalismus übertragen hieße das eine Stärkung der Recherche, der Analyse und des Kommentars, um komplexe Fragestellungen besser durchdringen zu können.

Die Texte des Kunstprojekts *Conzepte,* die u. a. im *Album* des *Standard* erschienen sind, boten dahingehend alternative Formen an. Als Redakteur bin ich auch mit der Betreuung der Meinungsseiten des *Standard* befasst, auf denen man über tagesaktuelle Belange hinaus gesellschaftspolitische Diskurse zu vertiefen, zu erweitern, auch kritisch zu konterkarieren vermag. Die Idee von *Conzepte*, zwei Texte, einen historischen und einen aktuellen, neu verfassten in Beziehung zu setzen, liegt eigentlich nahe (und wird vielleicht genau deshalb so leicht übersehen). Vor allem der Rekurs auf älteres Textmaterial gefiel mir, schien mir doch gerade diese Rückbezüglichkeit auf die Vergangenheit etwas zu sein, das in der Konzentration auf die Gegenwart gerne vernachlässigt wird. Ein wenig erinnerte mich das Konzept an eine Montage zweier Bilder aus unterschiedlichen Zeiten, mit der ein bestimmtes Potenzial verhandelt wird: Was ist wirklich geworden, was blieb im Verborgenen? Welche Rückschlüsse lassen sich aus der Vergangenheit gewinnen? Worin liegt die Aktualität eines Textes, und wie verhält sich die zwischentextliche Dynamik zum Rest des Blattes?

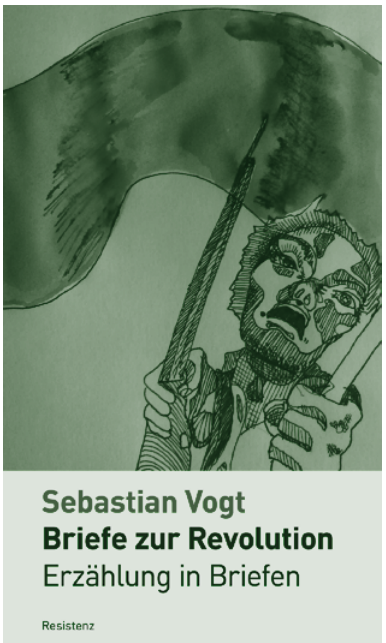
Es würde zu weit führen, auf jeden *Conzepte*-Beitrag einzugehen. Doch lag der Anspruch des Projekts auch im Experiment mit Lesegewohnheiten. Es gibt Leserinnen und Lesern keine interpretative Schneise vor, sondern befördert Assoziationen, ein Schweben von Bedeutungen, die zwischen den Texten oszillieren. Zugleich erlaubt der Fokus auf gesellschaftspolitische Themen – Antisemitismus, Feminismus oder die Repräsentation marginalisierter Gruppen – eine gewisse inhaltliche Kontinuität. Alles Themen, die zwar auch im tagesaktuellen Geschehen reflektiert werden, allerdings nur selten auf einer theoretischen Ebene, die grundsätzlichere Überlegungen erlaubt. Wenn Zeitungen ihr wesentliches Vermögen, Themen zu setzen, nicht einbüßen wollen, wären sie gut beraten, gegenüber alternativen Präsentations- und Diskursformen offen zu bleiben. In Zeiten, in denen der Hang zur Homogenisierung unter Medien immer massiver spürbar wird, also alle mehr vom Selben liefern, ist es umso wichtiger, einen anderen Blick, eine andere Lesart zu riskieren.

Dominik Kamalzadeh

Conzepte – Neue Fassungen politischen Denkens.
Von: Jo Schmeiser (Hg.).
Wien: zaglossus 2015.
365 Seiten, EUR 24,95
ISBN 978-3-902902-33-7

Eine verstörende Zukunftsvision

Nach seinen Erzählbänden „Legenden und ein Söhnchen“ sowie der „Der wundersame Affe Fritz“ legt Sebastian Vogt ein neues, erstaunliches Buch vor.



Erzählte Sebastian Vogt in seinen beiden ersten Bänden von den Ländern des Orients und der Antike, so handelt der neue Band von einem fiktiven Staat östlich der Schweiz, der sich bis zum Schwarzen Meer erstreckt. In dem Land hat sich eine Diktatur etabliert. Ein absoluter Herrscher mit dem beziehungsvollen Namen Zarevic herrscht als zynischer Egomane über einen Staat, in dem ein Netz von Spitzeln das öffentliche Leben erstickt, die Medien gleichgeschaltet sind und jeglicher Widerstand im Keim erstickt wird. Die Gefängnisse sind voll, die Schulen halbleer – viele Jugendliche sind geflüchtet. Es gibt keine Zivilgesellschaft, die diesen Namen verdient, in der Nationalbibliothek hausen Obdachlose, mit den Büchern nähren sie ihre Lagerfeuer. Der Schleichhandel, über den die Menschen noch das Notwendigste angesichts einer zusammengebrochenen Ökonomie ergattern, wird von einem „Kartell“, das wiederum dem Regime nahesteht, organisiert.

Vogt beschreibt die Versuchsanordnung eines mitteleuropäischen Donaufaschismus. In seiner präzisen und unprätentiösen Sprache hält der Autor die Balance zwischen Politmärchen und Science-Fiction-Realismus, sodass man als Leser rasch in den Sog der Brieferzählung gezogen wird. Bald ertappt man sich dabei, viele kleine Binnenerzählungen aus dem Leben der Diktatur und so manches Detail – wie eine des Lesens entwöhnte männliche Jugend, die ihr Heil im Militär, in der Flucht oder im politischen Freitod sucht, als bestürzend gegenwärtig oder hinter der nächsten politischen Ecke zu orten.

Vogt hat damit vorweggenommen, was der Profil-Herausgeber Christian Rainer seit dem Herbst 2015 in seiner Zeitschrift trommelt: die realistische Gefahr, dass in Österreich bei der drohenden Machtübernahme einer bekannt nicht-rechtsextremen Partei die Spielregeln des gesellschaftlichen Lebens völlig neu geschrieben werden. Rainer ermahnt die demokratischen Kräfte, den Zeitpunkt nicht zu übersehen, an dem die Koffer zu packen sind. Vogt geht noch einen Schritt weiter. Er beschreibt die Brutalität und Absurdität der entfalteten Diktatur, aus der nur die Schweiz noch einen Ausweg bietet.

Ochrana war der Name der zaristischen Geheimpolizei, die von 1871 bis 1917 blutige Ernte unter den Revolutionären im Zarenreich hielt und die antisemitischen Protokolle der „Weisen von Zion“ produzieren ließ. Auch der österreichische Meisterspion Oberst Redl arbeitete für die Ochrana. Was Vogt mit dieser ans vorrevolutionäre Russland gemahnenden Namenwahl bezweckt, wird bei fortschreitender Lektüre klar – es eröffnet sich ein beziehungsvoller Assoziationsraum, eine Erzählung in der Erzählung dieser verstörenden Zukunftsvision. Ein erstaunliches, ein beeindruckendes Buch.

Erwin Riess

Briefe zur Revolution.
Erzählung in Briefen.
Von Sebastian Vogt.
Linz: Resistenz Verlag 2015.
96 Seiten, EUR 14,90.
ISBN: 978-3-85285-272-0

stimme 98»

Zeitschrift der Initiative Minderheiten

Social Media in Krisenzeiten

Krieg, Flucht, Terror, Protestbewegungen: Wo die klassischen Massenmedien zu langsam sind oder unter Zensur stehen, übernehmen Social Media die Kommunikation in Echtzeit und sorgen für die schnelle Verbreitung von meist lebenswichtigen Informationen. Sie schafft Sicherheit in Unsicherheit, wenn sonst alles außer Kontrolle gerät. Ein Heft über die Schwächen und Stärken der Kommunikation über Social Media anhand der aktuellen Krisen.

stimme *Abonnieren!*

Zeitschrift der Initiative Minderheiten

Die **stimme** erscheint seit 1991 als einzige minderheitenübergreifende Zeitschrift in Österreich. Seit 24 Jahren informieren wir über die Anliegen und Forderungen der minorisierten Gruppen, diskutieren die Entwicklungen in der Minderheitenpolitik und treten für die Bildung von minoritären Allianzen ein.

Die **stimme** wird regelmäßig an rund 4000 Personen und Einrichtungen versandt. Knapp 200 davon sind zahlende AbonnentInnen.
Ein **stimme**-Jahresabo kostet nur 20 Euro. Als Mitglied der **Initiative Minderheiten** bekommen Sie die **stimme** kostenlos.
Abonnieren Sie die **stimme** – schicken Sie uns ein E-Mail an: **office@initiative.minderheiten.at**

Auf ein Wiederlesen!

- ☐ **Ich möchte ein stimme-Jahres-Abo bestellen**
- ☐ **Ich möchte ein stimme-Zweijahres-Abo bestellen**
- ☐ **Ich möchte Mitglied der Initiative Minderheiten werden**
- ☐ **Ich möchte förderndes Mitglied der Initiative Minderheiten werden**

Vorname(n):

Nachname(n):

Adresse:

E-Mail:

Jahresabonnement (vier Hefte) inkl. Versand:
Inland EUR 20,- | Ausland EUR 30,-
Zweijahresabonnement: Inland EUR 38,- |
Ausland EUR 58,- | Mitgliedschaft: EUR 25,-
Fördernde Mitgliedschaft: ab EUR 100,-

Aboverwaltung: **Kai Kovrigar**
Tel. & Fax: **(+43 1) 9669001**
abo@initiative.minderheiten.at
www.initiative.minderheiten.at
www.zeitschrift-stimme.at

Bankverbindung **Initiative Minderheiten: BAWAG** | Kontonummer: **01210600910** | BLZ: **14000** BIC: **BAWAATWW** | IBAN: **AT321400001210600910**

BESSERE AUSBILDUNG – BESSERE CHANCEN

Sozialministeriumservice unterstützt Menschen mit Assistenzbedarf

***N**esa, 15, wurde in der Produktionsschule fit für den Arbeitsmarkt gemacht.*

***E**lek, 17, hat mit Hilfe des Jugendcoachings eine Lehre begonnen.*

***B**abora, 20, macht eine Teilqualifizierung in einem Supermarkt.*

***A**ndrej, 45, wird vom Jobcoaching bei einer Umschulung begleitet.*

Sie alle sind Teil des Netzwerkes Berufliche Assistenz (NEBA) und

ERFOLGREICH AM ARBEITSMARKT

Oftmals brauchen Menschen mit Migrationshintergrund sowie Menschen mit gesundheitlichen Einschränkungen oder sozialen Benachteiligungen Unterstützung am Arbeitsmarkt.

Das **Netzwerk Berufliche Assistenz**, kurz NEBA genannt, hat zahlreiche Angebote für Personen mit Assistenzbedarf von 15 bis 65 Jahren.
2014 haben über 200 Anbieter/innen des Netzwerkes mehr als 57.000 Personen begleitet.

Jugendcoaching ist ein Unterstützungsangebot für Jugendliche am Ende ihrer Schulpflicht bzw. nach dem Schulaustritt. Jugendliche lernen ihre persönlichen Fähigkeiten kennen, finden ihre beruflichen Interessen heraus und erhalten Informationen über mögliche weitere Schulen und Ausbildungsvarianten.

Die **Produktionsschule** ist ein Angebot für Jugendliche und junge Erwachsene nach Beendigung ihrer Schulpflicht, die Unterstützung für ihre weitere schulische oder berufliche Ausbildung suchen. Die Produktionsschule bietet Training im Verhalten bei der Arbeit und im Umgang mit anderen Menschen.

Die **Berufsausbildungsassistenz** begleitet Auszubildende im Rahmen einer verlängerten Lehre oder Teilqualifizierung bis zum erfolgreichen Abschluss der Ausbildung.

Die **Arbeitsassistenz** unterstützt z.B. bei der Arbeitsplatz- oder Lehrstellensuche, in der Einarbeitungsphase, bei der Abklärung beruflicher Perspektiven und beim Aufzeigen von Alternativen. Sie hilft auch bei der Sicherung von Arbeitsplätzen und Bewältigung von Krisen.

Mit dem **Jobcoaching** werden die Stärken von Menschen mit Behinderung mehr herausgearbeitet und am konkreten Arbeitsplatz trainiert.

Weitere Informationen und Kontaktdaten aller Anbieter/innen unter www.neba.at.

ENTGELTLICHE EINSCHALTUNG

» nächste stimme erscheint im März 2016

Erscheinungsort: Innsbruck | Verlagspostamt: 6020 Innsbruck | P.b.b. | Bürgerinitiative Demokratisch Leben | Stimme Nr. 97 | Aufgabepostamt: 1239 Wien | Zulassungsnummer: GZ 02Z031717 S | Österreichische Post AG/Sponsoring Post | Rücksendeadresse: Initiative Minderheiten, Gumpendorferstraße 15/13, 1060 Wien | ISSN: 2306-9287

BUNDESKANZLERAMT ÖSTERREICH
KUNST
BMBF
bmwfj Bundesministerium für Wirtschaft, Familie und Jugend
WIENKULTUR
kulturburgenland
tirol Unser Land